Merkwürdige

Lebensbeschreibung Jacob Alberts,

oder

Ukasaw Gronniosaw,

eines

afrikanischen Prinzen,

herausgegeben

von

W. Shirley;

nebst den

Gedanken über die Sklaverey

von

John Wesley.

Aus dem Englischen übersetzt.

Leipzig,
bey Christian Gottlob Hilschern,
1777.

Vorrede.

Diese Nachricht von dem Leben und der geistlichen Erfahrung des Jacob Alberts rühret von ihm selbst her, und wird nunmehr von mir öffentlich bekannt gemacht, wie sie von einer jungen Dame blos zu ihrem eigenen Gebrauche schriftlich aufgezeichnet worden, weil sie

verschiedenes enthält, was die Aufmerksamkeit eines Christen wohl verdienet.

Vielleicht hat man hier gewissermaßen eine Auflösung der Frage, welche schon so viele ernsthafte Personen beunruhigt hat, nämlich: **auf welche Art Gott mit jenen schwarzen Völkern der Erde verfahren werde, denen das Evangelium von Jesu Christo niemals gepredigt worden?** — Nun sieht man aus der Erfahrung dieser merkwürdigen Person, daß Gott nicht ohne die Kenntniß der Wahrheit selig machet, sondern daß er in Absicht auf diejenigen, welche er vorherge-

hergesehn hat, ob sie gleich in den Gegenden der dickſten Finſterniß und Unwiſſenheit gebohren worden, auf eine wunderbare Art auf ihre Gemüther wirket, und sie durch eine weise Vorsehung zu den Mitteln des geiſtlichen Unterrichts bringet, nach und nach das Licht der Wahrheit ihren Augen darſtellet, und ihnen den völligen Genuß der unschätzbaren Wohlthaten seines Evangelii gewähret. Wer kann wohl daran zweifeln, daß die Vorſtellung von einem höhern Wesen, als der Sonne, Mond und Sterne, welche sich dem Gemüthe **Alberts** so tief einprägte, von dem Vater des Lichts herrührte, und bey ihm die erſte Frucht der

Aufklärung der evangelischen Herrlichkeit war? Kann man seine lange und gefährliche Reise zu der Küste von Guinea, wo er als ein Sklav verkauft wurde, und also in ein christliches Land kam, als die bloße Wirkung einer neubegierigen Gemüthsart ansehen? Sollen wir dieses auf nichts höhers als auf die zufälligen Umstände ziehen? Ich bin versichert, ein jeder christlicher Leser wird hierinne leicht eine allweise und allmächtige Leitung in diesen Gemüthsbewegungen wahrnehmen. Er gehörte dem Erlöser der verlornen Sünder an; er war auch sein erkauftes Eigenthum; und daher führte ihn der Herr aus der Finsterniß zu

seinem

seinem wunderbaren Lichte, damit er ihn zu der Vereinigung mit dem dreyeinigen Gott in Christo bringen möchte, der die Welt mit sich selbst versöhnte, und ihnen ihre Uebertretungen nicht zurechnet. So außerordentlich sein Ruf war, so sind bey seiner Erfahrung gewisse besondere Umstände, die ausnehmend merkwürdig sind. Gott hat ihn in der Uebung seines Glaubens und seiner Geduld besonders geehret, indem er beydes zu seinem Ruhme herrlich an den Tag geleget hat. — Vielleicht ist es hierbey auch nicht undienlich, noch zu bemerken, daß Jacob Albert, als er sein Vaterland verließ, nur erst funfzehn Jahre alt

war,

war, wie man aus gewissen Umständen schließen kann. Er scheint jetzt über sechzig Jahre zu seyn; er hat einen guten natürlichen Verstand; und ist in der heil. Schrift und in geistlichen Dingen wohl erfahren. Er hat eine liebenswürdige Gemüthsart, und sein vortreflicher Charakter ist nicht allein in Kidderminster, wo er wohnet, sondern auch in London und andern Orten bekannt genug, so daß man die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung mit Recht bezeugen und zum Nutzen empfehlen kann.

W. Shirley.

Merkwürdige

Lebensbeschreibung

Jacob Alberts,

oder

Ukasaw Gronniosaw,

eines africanischen Prinzen.

Ich war in der Stadt Bournou gebohren, meine Mutter war die älteste Tochter des regierenden Königs in Zara, wovon Bournou die Hauptstadt ist. Ich war der jüngste von sechs Kindern, und wurde von meiner Mutter und von meinem Grosvater besonders zärtlich geliebet.

Ich hatte von meiner Kindheit an schon ein sehr neubegieriges Gemüth; ich war ernsthafter, und in meiner Gesinnung zurückhaltender, als einer von meinen Brüdern und Schwestern. Ich plagte sie oft mit Fragen, die sie mir nicht beantworten konnten; so daß ich ihnen deswegen mißfiel, weil sie glaubten, daß ich entweder närrisch, oder gar unsinnig wäre. Ich war auch allerdings bisweilen in mir selbst unruhig, indem ich mir fest einbildete, daß ein gewisser großer und mächtiger Mann seyn müßte, der über der Sonne, Mond

und Sterne, als den Gegenständen unserer Anbetung, wohnte. Meine gütige Mutter pflegte mit mir noch mehr Gedult zu haben, als meine übrigen Freunde. — Ich erhob oft meine Hand gen Himmel, und fragte sie, wer denn dort lebte? und ich war sehr mißvergnügt, wenn sie mir sagte, es wäre die Sonne, der Mond und die Sterne, indem ich in meinem Herzen überzeugt war, daß es eine gewisse **höhere Macht** seyn müßte. — Ich war oft voll Verwunderung über die Werke der Schöpfung: Ich war furchtsam und unruhig, aber ich konnte nicht sagen, woher es rührte; ich wünschte von vielen Dingen unterrichtet zu seyn, die mir niemand erklären konnte; und ich war deswegen allezeit sehr mißvergnügt. — Diese wunderbaren Eindrücke fiengen schon in meiner Kindheit an, und dauerten bey mir fort, bis ich meine Eltern verließ, welches mir Materie genug zur Bewunderung und Danksagung verschaffte.

Ich wurde von Tage zu Tage immer unruhiger, so daß ich an einem Sonnabend, an welchem Tage wir unsern Sabbath halten, in große Angst und Furcht gerieth, die ich nicht ausdrücken, und was noch sonderbarer ist, nicht erklären konnte. — Ich stund nach unserer Gewohnheit um drey Uhr des Morgens auf, weil wir an dem

Orte

Orte unserer Anbetung eine Stunde vor Sonnenaufgang seyn mußten. Wir pflegten bey unserm Gottesdienste nichts zu sagen, sondern wir lagen nur mit aufgehabenen Händen auf unsern Knien, und beobachteten ein genaues Stillschweigen, bis die Sonne zu einer gewissen Höhe kam, welches ungefähr gegen 11 Uhr war; da wir sodann nach einem von dem Priester gegebenen Zeichen wieder aufstunden, und nach Hause giengen. — Unser Versammlungsort war unter einem großen Palmbaume; wir theilten uns in viele Gemeinden, weil ein einziger Baum die Einwohner der ganzen Stadt nicht beschatten konnte, obgleich diese Art von Bäumen sehr hoch und breit ist, und den Einwohnern des Landes Speise, Trank und Kleidung verschafft. Der Stamm des Palmbaums ist sehr dicke; die Einwohner pflegen ihn zu einer gewissen Jahrszeit anzubohren, und bringen ihre Gefäße, um den Saft davon zu bekommen, der sehr lieblich ist, und in großer Menge heraus läuft: die Blätter dieses Baumes sind von einer seidenartigen Natur; sie sind groß und weich, und wenn sie getrocknet und zerrissen werden, so haben sie das Ansehen des englischen Flachses, und werden zu ordentlichen Zeugen verarbeitet. Dieser Baum bringt ebenfalls eine Frucht hervor, welche einem Krauthaupte ähnlich ist, und auch beynahe eben

den Geschmack hat. Der Palmbaum trägt auch eine Nuß, die einer Cocos ähnlich ist, und einen Kern hat, worinne eine liebliche Milch befindlich ist; die Schaale davon ist hart, und dienet zu Becken, Schüsseln, Bechern ꝛc.

Man wird mir hoffentlich diese kleine Unterbrechung meiner Erzählung verzeihen. — — Ich wollte dabey eben die Bemerkung machen, daß damals nach der geendigten Beobachtung unserer Sabbathspflicht auf unserm Rückwege nach Hause eine besonders schwarze Wolke sich zusammenzog, und die Sonne bedeckte; worauf bald ein starker, und noch fürchterlicherer Donner erfolgte, als ich jemals gehöret hatte; der Himmel brüllte, und die Erde zitterte; ich ward dadurch gar sehr gerührt, und war so traurig, daß ich bitterlich weinte, und meinen Anverwandten und Freunden nicht nachfolgen konnte. — Ich mußte zurück bleiben, und es schien, als ob es unter meinen Füßen zitterte: ich stund stille, und fürchtete mich vor dem mächtigen Mann, der, meiner Meynung nach, gewiß über uns seyn müßte. — Einer von meinen jungen Gesellschaftern, der eine besondere Freundschaft gegen mich hegete, kam zurück, um mich zu suchen, und fragte mich, warum ich bey einem so heftigen Regen ste-

hen

hen blieb? Ich sagte ihm nur, daß meine Füße schwach wären, und daß ich nicht geschwinder fortgehen könnte. Er war sehr gerührt, mich weinen zu sehen, nahm mich bey der Hand, und sagte, er wollte mich nach Hause führen, welches er auch wirklich that. Meine Mutter war wegen meines langen Außenbleibens bey einem so schrecklichen Wetter sehr bekümmert; sie that viele Fragen, und unter andern auch, warum ich so handelte, und ob ich mich wohl befände? Meine liebe Mutter, antwortete ich, sagen Sie mir doch, wer der mächtige Mann ist, der den Donner verursachet? Sie meynte, es wäre keine andere Macht, als die Sonne, der Mond, und die Sterne; und diese hätten unser ganzes Land hervorgebracht. — Ich fragte sodann weiter, woher alle unsere Leute kämen? Sie antwortete mir: einer von dem andern, und so führte sie mich auf viele Geschlechtsfolgen zurück. — Ich sagte hierauf, wer hat denn den ersten Menschen geschaffen? und wer hat die erste Kuh und den ersten Löwen hervorgebracht, und woher kömmt die Fliege, die kein Mensch machen kann? Meine Mutter schien sehr beunruhigt zu seyn; sie befürchtete, daß mein Verstand abgenommen hätte, oder daß ich närrisch wäre. Mein Vater kam herein, und als er sah, daß sie betrübt war, so fragte er nach der Ursache, und

als sie ihm unsere Unterredung erzählte, so war er sehr zornig auf mich, und sagte mir, er würde mich hart bestrafen, wenn ich sie jemals wieder betrübte; so daß ich beschloß, ihr niemals wieder etwas zu sagen. Allein ich wurde in mir selbst sehr unruhig; meine Anverwandten und Freunde bemüheten sich auf alle Weise, mich zu belustigen, indem sie mich auf die Jagd mitnahmen; aber ich empfand an allen diesen Dingen kein Vergnügen; und ich konnte auf keine Weise ruhig werden: meine Eltern waren ebenfalls sehr betrübt, da sie mich so traurig und niedergeschlagen sahen.

Um diese Zeit kam ein Kaufmann von der Goldküste, der mit den Einwohnern unsers Landes in Elfenbein einen großen Handel trieb. Er bemerkte meine unglückliche Verfassung, und erkundigte sich nach der Ursache derselben; er bezeugte ein großes Mitleiden gegen mich, und sagte, daß er mich, mit Erlaubniß meiner Eltern, mit sich nehmen wollte, welches mir dienlicher seyn würde, als alles andere, was sie für mich thun könnten. — Er erzählte mir, daß ich alsdann Häuser mit Flügeln, die auf dem Wasser giengen, und auch weiße Leute sehen würde; und daß er viele Söhne von meinem Alter hätte, die meine Cameraden seyn sollten; und endlich setzte er noch hinzu, daß er

mich

mich bald sicher wieder zurückbringen würde. Ich freute mich über die Erzählung von diesem fremden Orte, und war sehr begierig, mit ihm zu gehen. Ich empfand einen geheimen Trieb in meinem Gemüthe, dem ich nicht widerstehen konnte, und der mir zu sagen schien, daß ich gehen müßte. Als meine liebe Mutter sah, daß ich Lust hatte, sie zu verlassen, so sprach sie mit meinem Vater, und mit meinen übrigen Anverwandten davon, welche alle darein willigten, daß ich den Kaufmann bis zur Goldküste begleiten sollte. Ich war um so viel bereitwilliger darzu, weil mich meine Brüder und Schwestern verspotteten, und mich wegen meiner unglücklichen Gemüthsbeschaffenheit verachteten. Jedoch eine von meinen Schwestern war sehr zärtlich gegen mich, und ich liebte sie ebenfalls; ihr Name war Logwy, sie war ganz weiß und schön, und hatte feines lichtes Haar, obgleich meine Eltern schwarz waren. Ich war in der That betrübt, meine geliebte Schwester zu verlassen, und sie weinte bitterlich, daß sie von mir scheiden sollte. Und in der That, wenn ich bey meiner Trennung von meinen Freunden gewußt hätte, daß ich niemals wieder zurückkehren sollte, so würde mein Elend bey dieser Gelegenheit unaussprechlich gewesen seyn. Alle meine Anverwandten waren betrübt bey meinem Abschiede; und meine liebe Mut-

ter begleitete mich über dreyhundert Meilen weit. Wir reiseten zuerst vornämlich durch Wälder: des Nachts suchten wir uns vor den wilden Thieren zu bewahren, indem wir rund um uns her ein großes Feuer anzündeten, und wir blieben nebst unsern Cameelen in diesem Kreise, sonst würden uns die Löwen und andere wilde Thiere, welche die ganze Nacht hindurch schrecklich brüllten, in Stücken zerrissen haben. — Es läßt sich von dem Lande, wodurch wir reißten, wenig Angenehmes sagen, indem nur ein einziges Thal, wodurch wir kamen, unaussprechlich schön war. Auf jeder Seite dieses Thals waren ungemein hohe und fast unzugängliche Berge. — Einige von den Marmorstücken dieser Felsen waren von erstaunlicher Länge und Breite, aber von verschiedener Größe und Farbe, und bewundernswürdiger Gestalt. — Das meiste davon hat Goldadern, und ist mit starken schönen Farben vermischt, so daß es bey dem Glanze der Sonne der herrlichste Anblick ist, den man sich nur vorstellen kann. Der Kaufmann, der mich von **Bournou** mitnahm, war in Compagnie mit einem andern Herrn, der uns ebenfalls begleitete; dieser war sehr unwillig darüber, daß er mich von Hause mitnehmen sollte, weil er, wie er sagte, viele Schwierigkeiten voraussähe, die meine Reise mit ihnen begleiten würden. Er bemühte sich daher,

her, den Kaufmann zu bereden, daß er mich in einen tiefen Brunnen, der in dem Thale war, werfen sollte; allein dieser gab ihm kein Gehör, und sagte, er wollte schon für mich sorgen. Unterdessen war der andere doch sehr mißvergnügt; und als wir an einen Fluß kamen, durch welchen wir reisen mußten, so wollte er mich hinein werfen und ersäufen; aber der Kaufmann wollte nicht darein willigen, und auf diese Weise wurde ich erhalten.

Wir reiseten täglich bis gegen 4 Uhr des Nachmittags, und sodann fiengen wir an, Zubereitungen auf die Nacht zu machen, indem wir eine große Menge Holz zusammen trugen, Feuer anzündeten, und uns auf diese Weise vor den wilden Thieren verwahrten. — Ich hatte eine sehr mißvergnügte Reise, weil ich in beständiger Furcht war, daß die Leute, mit welchen ich reisete, mich umbringen würden. Ich dachte oft mit der größten Betrübniß an die gütigen Freunde, die ich verlassen hatte, und das Andenken meiner gütigen Mutter brachte mich oft zu Thränen. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie lange wir von Bournou bis zur Goldküste reiseten; aber so viel weiß ich noch, daß es mir sehr unangenehm war, beynahe 1000 englische Meilen zu Lande zu reisen. Ich freuete mich herzlich, als wir das Ende unserer

Reise erreichten; und ich bildete mir nunmehr vergeblich ein, daß alle meine Beschwerlichkeit und Unruhe sich hier endigen würde; allein, wenn ich in die Zukunft hätte sehen können, so würde ich gefunden haben, daß ich noch weit mehr leiden müßte, als ich schon erfahren hatte.

Ich war nunmehr fast 1000 Meilen von Hause, ohne Freunde, und ohne Mittel, mir einige zu verschaffen. Kaum war ich in das Haus des Kaufmanns gekommen, so hörte ich einen starken Schall der Trommeln und Trompeten, weil die Spielleute bey dieser Gelegenheit auf einem sehr hohen Gebäude stunden, damit man den Schall in einer großen Entfernung hören könnte. Es gefiel mir dieser Schall, der mir ganz neu war, ausnehmend wohl, und ich war sehr begierig, die Ursache dieser Freudensbezeugung zu wissen, und that deswegen viele Fragen, worauf man mir antwortete, daß es ein Compliment für mich als dem Enkel des Königs von Bournou wäre.

Diese Nachricht erweckte in mir ein geheimes Vergnügen; aber ich konnte es nicht lange geniessen, weil noch an eben dem Tage zween Söhne des Kaufmanns zu mir gelaufen kamen, und mir sagten, daß ich den folgenden Tag sterben sollte, weil der König willens wäre, mich enthaupten zu

lassen.

lassen. Ich antwortete, daß dieses gewiß nicht wahr seyn könnte, weil ich nur hergekommen wäre, mit ihnen zu spielen, und die beflügelten Häuser auf dem Wasser nebst den weißen Leuten zu sehen; allein man erzählte mir bald, daß sich ihr König einbildete, ich wäre von meinem Vater als ein Spion hieher geschickt worden, und ich würde bey meiner Zurückkunft solche Entdeckungen machen, die sie in Stand setzen könnten, den Krieg mit größerm Vortheil zu führen; und deswegen hätte er beschlossen, daß ich niemals in mein Vaterland zurückkehren sollte. Kaum hatte ich dieses gehöret, so gerieth ich in eine unbeschreibliche Angst, und wünschte tausendmal, daß ich niemals meine Freunde und mein Vaterland verlassen hätte. Allein, es gefiel dem Allmächtigen, auch für mich Wunder zu thun.

Ich wurde hierauf des Morgens, an welchem ich sterben sollte, gewaschen, und mit meinen goldnen Zierrathen auf den Platz geführt, woselbst mich der König, wie gewöhnlich, mit eigner Hand enthaupten wollte. Er saß an dem Ende eines grossen Hofes, durch welchen man bey dem Eingange des Pallastes gehen mußte, auf einem Throne, und ich wurde durch eine lange Reihe von der Leibwache geführet.

Mein

Mein Freund, der Kaufmann, begleitete mich bis auf den halben Weg, weil er nicht weiter mitgehen durfte, und ich kam sodann allein zum König. — Ich gieng mit einem unerschrockenen Muthe hin, und es gefiel Gott, das Herz des Königes, der schon sein Schwerdt in der Hand hatte, so zu lenken, daß er es aus der Hand fallen ließ, und mich auf seinen Schoos nahm und weinte. Ich legte meine rechte Hand um seinen Hals, und drückte ihn an meine Brust. Er setzte mich hierauf nieder, segnete mich, und sagte, daß er mich nicht tödten wollte, und daß ich nicht nach Hause gehen, sondern als ein Sklave verkauft werden sollte; worauf ich wieder in das Haus des Kaufmanns geführt wurde.

Am folgenden Tage führte er mich auf ein französisches Schiff; aber der Capitain wollte mich nicht kaufen, weil ich zu klein wäre; der Kaufmann nahm mich also wieder mit nach Hause.

Der Compagnon des Kaufmanns, mein Feind, war sehr unwillig, als er sah, daß ich wieder zurück kam, und beschloß aufs Neue, meinem Leben ein Ende zu machen; denn er stellte dem andern vor, daß ich sie nur in Ungelegenheit bringen würde, und daß ich als ein so kleiner Mensch nicht könnte verkauft werden.

Die

Die Entschließung des Kaufmanns fieng an wankend zu werden, und ich befürchtete nunmehr in der That, daß man mich umbringen würde: doch sagte er, daß er noch eine Probe mit mir machen wollte.

Wenige Tage hernach kam ein holländisches Schiff in den Hafen, und sie führten mich dahin, in Hoffnung, daß mich der Capitain kaufen würde. Unterwegs hörte ich, daß sie einig wurden, wenn sie mich nun nicht verkaufen könnten, daß sie mich ins Wasser werfen wollten. Ich war in der größten Todesangst, als ich dieses hörte; und sobald als ich nur den holländischen Capitain sah, so lief ich zu ihm, umfaßte ihn, und sagte, „mein lieber Vater rette mich". Er verstund zwar meine Sprache nicht, allein es gefiel dem Allmächtigen, ihn gegen mich geneigt zu machen, und er kaufte mich für zwo Ellen Tuch, welches dort mehr werth ist, als in England.

Ich hatte bey meiner Abreise eine große Menge von Gold um mich herum, welches nach der Gewohnheit unsers Landes theils aus Ringen, die eine Art von Kette ausmachten, und rund um den Hals, die Arme und Beine gewunden waren, theils auch aus einem großen Stücke bestund, welches in Gestalt einer Birne in einem Ohre hieng.

Es

Es war mir alles dieses sehr beschwerlich, und ich freuete mich daher, als es mir mein neuer Herr abnahm. — Ich wurde sogleich gewaschen, und auf holländische Art gekleidet. — Mein Herr gewann mich sehr lieb, und ich liebte ihn ebenfalls ausnehmend, ich beobachtete alle seine Blicke, und war allezeit bereitwillig, wenn er etwas verlangte, und bemühete mich, ihn durch jede Handlung zu überzeugen, daß es mein einziges Vergnügen wäre, ihn gut zu bedienen. — Ich habe nachher daran gedacht, daß er ein sehr ernsthafter Mann muß gewesen seyn. — Seine Handlungen stimmten mit einem solchen Character sehr wohl überein. — Er pflegte alle Sonntage seinem Schiffsvolke eine Predigt vorzulesen, und Betstunde zu halten. Als ich zum erstenmale sah, wie er etwas las, so erstaunte ich darüber, und bildete mir ein, daß das Buch gegen meinen Herrn redete. Ich wünschte, daß es auch gegen mich reden möchte. — Und kaum hatte mein Herr aufgehört zu lesen, so folgte ich ihm bis an den Ort nach, wo er das Buch hinsetzte, und als mich niemand sah, so öffnete ich das Buch, und legte mein Ohr darauf, in Hoffnung, daß es mir auch etwas sagen würde; allein ich fand mich in meiner Hoffnung betrogen, und gerieth nunmehr auf die Gedanken, daß mich jedermann verachtete, weil ich schwarz wäre.

Anfäng-

Anfänglich war ich zwar sehr Seekrank; allein es gieng nach und nach vorüber. — Das Schiff meines Herrn war nach Barbados bestimmt. Bey unserer Ankunft daselbst redete mein Herr mit verschiedenen von seinen Bekannten, und einer von ihnen bezeigte ein besonderes Verlangen mich zu sehen. — Er hatte große Lust mich zu kaufen, aber der Capitain konnte sich nicht sogleich entschließen, mich wegzugeben; doch weil ihn demnach der andere Herr so sehr zu bitten schien, so ließ er mich endlich gehen, und ich wurde für funfzig Thaler verkauft. Mein neuer Herr hieß **Vanhorn**, ein junger Mensch, der in Neu-England zu Neu-York wohnhaft war, wohin er mich auch mitnahm. Er kleidete mich in seine Livree, und war sehr gütig gegen mich. Meine vornehmste Verrichtung bestund darinne, daß ich bey dem Frühstück und bey Tische aufwartete, und überhaupt einen sehr leichten Dienst hatte. Die übrigen Bedienten pflegten erschrecklich zu fluchen und zu schwören, und ich lernte dieses geschwinder, als andere Dinge, so daß es beynahe mein erstes Englisch war, was ich reden konnte. Allein ich wurde bald durch die Züchtigung eines alten Bedienten, der in der Familie war, davon abgebracht. — Als ich eines Tages die Messer geputzt hatte, und mir eine von den Mägden eines davon nahm, um Brodt abzu-

schnei-

schneiden, so war ich darüber sehr böse auf sie, und sagte, Gott möchte sie verdammen. Der alte schwarze Mann, der es hörte, sagte mir, daß ich nicht so reden müßte. Ich fragte ihn, warum nicht? Und er erwiederte, es wäre ein gewisser böser Mann, den man Teufel nennte, und der in der Hölle lebte, und alle diejenigen hohlte und ins Feuer würfe, welche diese Worte sagten. — Ich erschrak hierüber aufs heftigste, und unterließ das Fluchen auf einmal. — Bald hernach kam meine Lady in das Zimmer, eben da die Magd auskehrte, und wurde gewahr, daß sie die Wand mit dem Besem beschmuzet hatte, worüber sie so unwillig wurde, daß sie den Namen Gottes anrief, sie zu verdammen. — Ich betrübte mich gar sehr, als ich dieses hörte, weil sie eine schöne junge Person war, so daß ich nicht umhin konnte, zu sagen: „Madame, Sie müssen nicht so reden“. Warum nicht, sagte sie darauf? weil ein gewisser schwarzer Mann, mit Namen Teufel, in der Hölle wohnet, der Sie ins Feuer werfen und verbrennen wird, welches mich sehr dauren sollte. Wer sagte dir dieses, erwiederte meine Lady? der alte Ned, antwortete ich. Sehr wohl, war ihre ganze Antwort. Allein sie erzählte es meinem Herrn, und dieser befahl sogleich, daß man den alten Ned anbinden und peitschen, und hernach niemals mit den

übrigen

übrigen Bedienten in die Küche lassen sollte. Meine Lady war nicht böse auf mich, sondern machte sich vielmehr über meine Einfalt lustig, und erzählte alles was ich gesagt hatte, ihren Bekannten, die sie besuchten; und unter andern auch dem Herrn Freelandhause, einem sehr guten Prediger, der mich hernach sehr beobachtete, und meinen Herrn bat, daß er mich ihm ablassen möchte. Er wollte zwar anfänglich nichts davon hören, aber endlich ließ er sich doch bereden, und der Herr Freelandhause bezahlte für mich 50 Pfund Sterlings. — Er nahm mich mit nach Hause, ließ mich niederknien und meine Hände falten, und betete über mich, und wiederholte dieses alle Morgen und Abend. — Ich konnte nicht begreifen, warum er dieses that, noch mit wem sie sprachen, wenn sie redeten. — Es kam mir lächerlich vor, aber es gefiel mir. — Nach einiger Zeit wurde ich mit meinem neuen Herrn vertraulicher, und fragte ihn, was das Beten bedeutete. — Er gab sich viel Mühe, mir zu verstehen zu geben, daß er zu Gott betete, der im Himmel wohnte; und daß Er mein Vater und mein bester Freund wäre. — Ich sagte ihm, daß dieses nicht seyn könnte, daß mein Vater in Bournou lebte, und ich wünschte sehr, ihn zu sehen, wie auch meine liebe Mutter und Schwester, und er möchte so gut seyn, und mich nach Hause schi-

cken. Ich schien bey dieser Gelegenheit sehr bekümmert zu seyn, und mein guter Herr wurde dadurch so sehr gerührt, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Er sagte mir, daß Gott ein grosser und guter Geist sey, und daß er die ganze Welt, und alle Personen und Sachen in Afrika, Amerika und überall erschaffen habe. Es war mir angenehm, dieses zu hören, und ich sagte, daß ich schon zu Hause allezeit so gedacht hätte; und wenn ich jetzt, wie ein Adler, fliegen könnte, so wollte ich meiner lieben Mutter sagen, daß Gott größer als die Sonne, Mond und Sterne wäre, und daß er alles erschaffen habe.

Ich hatte über diese Nachricht meines Herrn ein ausnehmendes Vergnügen, weil sie so sehr mit meiner eignen Meynung übereinstimmte; und ich glaubete nunmehr, wenn ich nach Hause kommen könnte, daß ich klüger als alle meine Landsleute, mein Grosvater, oder Vater und Mutter seyn würde. — Jedoch, ob ich gleich durch diese Nachricht meines Herrn einige Einsicht erhalten hatte, so wußte ich doch von Gott nur so viel, daß er ein guter Geist wäre, und alles erschaffen hätte. Ich hatte niemals bey mir selbst gespürt, und niemand hatte mir jemals gesagt, daß er auch die Gottlosen strafen und die Gerechten lieben wollte.

Ich

Ich war nur froh, zu wissen, daß ein Gott im Himmel wäre, weil ich allezeit so gedacht hatte.

Mein gütiger Herr war eben so liebreich gegen mich, als seine Frau. Sie ließ mich in eine Schule gehen, aber ich war unzufrieden darüber, und gieng nicht gern dahin; jedoch mein Herr bat mich in den sanftesten Ausdrücken, etwas zu lernen, und beredete mich, ohne Unwillen in die Schule zu gehen, so daß sie mir endlich besser gefiel, und ich ziemlich gut lesen lernte. Mein Schulmeister war ein guter Mann, mit Namen Vannosdore, und dabey sehr Nachsichtsvoll gegen mich. In diesem Zustande hörte ich einmal an einem Sonntage meinen Herrn über die Worte aus der Offenbarung Johannis Cap. 1, v. 7. predigen: **Siehe er kömmt in den Wolken, und es werden ihn sehen alle Augen, und die ihn gestochen haben.** Diese Worte rührten mich außerordentlich, und ich war in großer Angst, weil ich glaubte, mein Herr hätte sie allein auf mich gerichtet; und weil ich mir einbildete, daß er mich dabey in einer ungewöhnlichen Ernsthaftigkeit angesehen hätte. Ich wurde in dieser Meynung noch mehr bestätiget, da ich mich in der Kirche umsah, und niemanden gewahr wurde, der außer mir mit einer so großen Bekümmerniß und Be-

stürzung gewesen wäre. Ich fieng an zu glauben, daß mich mein Herr hassete, und ich wünschte sehr, wieder in mein Vaterland zu kommen; weil ich glaubte, daß Gott, wenn er kommen würde, am meisten auf mich zornig seyn würde, weil ich nicht wüßte, wer er wäre, noch jemals vorher von ihm gehört hätte.

Ich gieng sehr unruhig nach Hause, aber ich sagte niemanden etwas davon. Ich fürchtete mich einigermaaßen vor meinem Herrn, weil ich glaubte, daß er mich haßte. Der folgende Text, worüber ich ihn predigen hörte, war Hebr. Cap. 12. v. 14. **Jaget nach dem Frieden gegen jedermann, und der Heiligung, ohne welche niemand den Herrn sehen wird.** Er predigte das Gesetz so strenge, daß ich darüber zu zittern anfieng. Er sagte, daß Gott die ganze Welt, Asien, Afrika und alles andere richten würde. Ich war nunmehr außerordentlich unruhig, und wußte nicht was ich thun sollte, weil ich nunmehr Ursache hatte zu glauben, daß mein Zustand gleich schlimm seyn würde, wenn ich gienge oder bliebe. Ich behielt daher diese Gedanken bey mir, und sagte keinem Menschen etwas davon.

Ich blieb viele Tage lang in diesem unglücklichen Zustande, bis endlich meine gütige Frau zu wissen verlang-

verlangte, was mir fehlte? Ich entdeckte ihr hierauf meine Gemüthsverfassung, und sie gab mir sodann den Johann Bunyan über den heiligen Krieg zu lesen. Ich fand, daß seine Erfahrung der meinigen gleich war, und dieses veranlaßte mich zu glauben, daß er ein böser Mann seyn müßte; und da ich von meiner eigenen verderbten Natur, und von dem Elende meines eigenen Herzens überzeugt war, und er bekennte, daß er sich in eben dem Zustande befände, so spürte ich bey dem lesen seines Buchs gar keine Erleichterung, sondern wurde vielmehr noch unruhiger. Ich brachte das Buch meiner Frau wieder, und sagte ihr, daß es mir gar nicht gefiele, weil es von einem gottlosen Menschen handelte, der eben so böse als ich selbst wäre; ich möchte es daher lieber nicht lesen, und ich bäte, daß sie mir ein anderes geben möchte, welches ein besserer Mann, der heilig und ohne Sünde wäre, geschrieben hätte. Sie versicherte mich zwar, daß Johann Bunyan ein guter Mann wäre, aber sie konnte mich nicht überzeugen; und ich hielt ihn für einen eben so bösen Mann, als mich selbst, weil seine Erfahrung mit meiner eignen übereinzustimmen schien.

Ich merkte nun wohl, daß nichts als die große Macht und unaussprechliche Barmherzigkeit des

Herrn meine Seele von der großen Last, worunter ich damals lag, befreyen könnte. Wenige Tage hernach gab mir mein Herr des Baxters Zuruf an die Unbekehrten. Allein auch dieser war kein Trost für mich; sondern verursachte vielmehr eben so viel Betrübniß in mir, als das andere schon gethan hatte, weil darinnen alle eingeladen wurden, zu Christo zu kommen; und ich fand doch, daß ich so gottlos und elend war, daß ich nicht kommen konnte. Diese Betrachtung stürzte mich in eine unbeschreibliche Angst, so, daß ich sogar meinem Leben ein Ende zu machen suchte. Ich nahm eines von den großen Messern, und gieng in den Stall, um mich daselbst umzubringen; und als ich mich aus allen Kräften bemühete, das Messer in die Seite zu stoßen, so legte es sich zusammen. Ich erschrack sogleich aufs heftigste über meine Unbesonnenheit, und mein Gewissen sagte mir, daß, wenn dieser Versuch gelungen wäre, ich wahrscheinlicher Weise würde in die Hölle gekommen seyn.

Ich konnte keine Linderung, noch den geringsten Schatten eines Trostes finden; und die große Verwirrung meines Gemüthes griff meine Gesundheit so sehr an, daß ich zween Tage und Nächte sehr krank war, und keine Arzney zu meiner Wiedergenesung nehmen wollte, sondern nur zu sterben

wünschte.

wünschte. Ich wollte nicht in mein eigen Bette gehen, sondern lag in dem Stalle auf dem Stroh. Ich fühlte alle Schrecken eines beunruhigten Gewissens, die so schwer zu tragen sind, und ich sah schon die ganze Rache Gottes über mich herein brechen. Ich merkte, daß kein andrer Weg für mich war, selig zu werden, wofern ich nicht zu Christo käme, und ich konnte nicht zu ihm kommen, weil ich glaubte, daß er mich als einen so großen Sünder unmöglich annehmen könnte.

Endlich erinnerte ich mich in der letzten Nacht, die ich an diesem Orte zubrachte, mitten in meiner Betrübniß dieser Worte wieder: „Siehe das „Lamm Gottes“. Ich wurde dadurch etwas getröstet, und fieng an ruhiger zu werden, und wünschte nur, daß es Tag werden möchte, damit ich diese Worte in meiner Bibel finden könnte. Ich stund des folgenden Morgens sehr früh auf, und gieng zu meinem Schulmeister, und erzählte ihm den Zustand meines Gemüths. Er freuete sich herzlich, als er sah, daß ich den Weg nach Zion suchte, und dankte dem Herrn, daß er mich armen Heyden so wunderbarlich errettet hätte. Ich wurde hierauf mit diesem guten Manne vertraulicher, als mit meinem Herrn; so, daß ich freymüthiger mit ihm sprechen konnte: er ermunterte mich gar

sehr, und betete oft mit mir, und ich wurde durch seine Reden allezeit erbauet.

Nicht weit von dem Hause meines Herrn stund mitten in dem Walde ein vorzüglich schöner Eichenbaum; und als ich mich oft mit Holzschlagen zu beschäftigen pflegte, so ermangelte ich nicht, täglich an diesen Ort zu gehen. Es war für mich das größte Vergnügen, wenn ich unter dieser Eiche sitzen konnte, weil ich hier alle meine Klagen vor Gott auszuschütten pflegte, und wenn ich ein besonderes Anliegen hatte, so gieng ich dahin, und sagte gegen den Baum alle meine Bekümmerniß, als ob ich mit einem Freunde spräche.

Hier klagte ich oft über mein eigen böses Herz und verdorbenen Zustand; und ich fand mehr Trost dabey, als ich jemals vorher gespürt hatte. — So oft ich mit Spott oder Verachtung behandelt wurde, so kam ich hieher, und fand meine Beruhigung. Nun gefiel mir erst Baxters Buch, welches mir mein Herr gegeben hatte, und ich fand ein großes Vergnügen daran. Ich freuete mich allezeit, wenn ich Holz schlagen konnte, es war ein Theil meiner Geschäfte, und ich verrichtete sie gern, weil ich alsdann alleine war, und mein Herz stets zu Gott erheben konnte, und gelobet sey sein heiliger Name, er erhörte auch mein Gebet. Ich kann

Gott

Gott nie genug danken, daß er mir daselbst so viele tröstliche Gelegenheiten verschaft hat.

Vielleicht wird der Umstand, den ich eben erzählen will, bey vielen keinen Glauben finden; aber so viel weiß ich, daß die Freude und der Trost, den er mir zuwege gebracht hat, unaussprechlich ist.

—

Ich befand mich eines Tages in dem vergnügtesten Zustande von der Welt; mein Herz zerfloß in Liebe und Dankbarkeit gegen den Urheber aller meiner Tröstungen. — Ich wurde ganz außer mir gesetzt, und von der Gegenwart Gottes so erfüllet, daß ich ein unaussprechliches Licht vom Himmel auf mich herabschießen sah, oder zu sehen glaubte, welches wohl eine Minute lang den ganzen Ort umleuchtete. — Ich blieb auf meinen Knien, und unaussprechliche Freude erfüllte meine ganze Seele. — Die Ruhe und Heiterkeit, welche mein Gemüth hernach einnahm, war ganz besonders und wunderbar, und ich hätte diesen Zustand, oder vielmehr mich selbst gegen nichts in der Welt vertauschen mögen. Ich dankte Gott für meine Armuth, daß ich keine weltlichen Reichthümer oder Hoheit hätte, die mich von ihm abziehen könnten; und ich wünschte damals, daß ich wo möglich auf dem Platze daselbst beständig hätte

bleiben können. Ich wollte gar nicht gern mit der Welt etwas mehr zu thun haben, oder aufs neue in die menschliche Gesellschaft gehen, und ich glaubte nunmehr völlig versichert zu seyn, daß ich Vergebung meiner Sünden erlangt hätte. Ich gieng hierauf den ganzen Weg mit Freuden nach Hause, und dachte stets an den Spruch der heil. Schrift: „**Ich will einen ewigen Bund mit ihnen machen, daß ich mich nicht von ihnen wenden will, ihnen Gutes zu thun; aber ich will ihnen meine Furcht in ihr Herz geben, daß sie nicht von mir weichen sollen**“. Ich gieng sodann bey der ersten Gelegenheit zu meinen alten Schulmeister, und erzählte ihm meinen glücklichen Seelenzustand, wobey er sich mit mir in dem Lobe Gottes über seine Gnade gegen mich als den größten Sünder vereinigte. — Ich war nunmehr vollkommen ruhig, und wünschte außer dem was ich hatte, beynahe nichts mehr, als leider auf einmal mein zeitlicher Trost durch den Tod meines würdigen Herrn Freelandhause von mir genommen wurde. Ich hielt ihn bey seinem Abscheiden bey der Hand, und er sagte mir, daß er mir meine Freyheit gegeben hätte, so daß ich hernach hingehen könnte, wohin ich wollte. Er setzte noch hinzu, daß er allezeit für mich gebetet hätte, und er hoffte, daß ich bis ans Ende würde

erhalten

erhalten werden. Mein Herr verließ mir in seinem Testamente zehn Pfund Sterlings, und meine Freyheit.

Ich fand hernach, wenn er länger gelebt hätte, daß er mich mit sich nach Holland würde genommen haben, weil er meiner oft gegen einige Freunde gedacht hatte, die mich zu sehen wünschten, aber ich blieb lieber bey der Frau meines ehemaligen Herrn, die eben so gütig gegen mich war, als ob sie meine Mutter gewesen wäre.

Der Verlust des Herrn **Freelandhause** betrübte mich gar sehr, aber ich wurde durch den verwirrten Zustand meines Gemüths noch unglücklicher. Der große Feind meiner Seele suchte mich zu quälen, und stellte mir mein Elend in einem so starken Lichte vor, und plagte mich mit Zweifeln, Furcht, und mit einem solchen Gefühl meiner Unwürdigkeit, daß ich nach allem erhaltenen Troste und Ermunterung oft in die Versuchung gerieth, zu glauben, ich würde doch zuletzt ein Verworfener seyn. Je mehr ich die Schönheit und Herrlichkeit Gottes sah, desto mehr wurde ich durch die Empfindung meiner eigenen Niedrigkeit gedemüthigt. Ich begab mich oft an meinen alten Ort zum Beten, und ich kam selten ohne Trost zurück. — Der Herr tröstete mich oft durch seine herrlichen

chen Verheißungen, wenn ich unter meinem Kummer zu versinken schien. „Denn mit einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiliget werden“. Hebr. X, 14.

Meine gütige Gebieterinn lebte nur zwey Jahre nach meinem Herrn. Ihr Tod war für mich eine große Betrübniß. Sie hinterließ fünf Söhne, die insgesammt gute junge Herren und Lehrer des Evangelii waren. — Ich blieb bey ihnen allen, einem nach dem andern, so lange als sie lebten, welches nur vier Jahre nach dem Tode ihrer Aeltern dauerte; da es Gott gefiel, sie zu sich zu nehmen. — Ich blieb hierauf ganz verlassen und ohne einen Freund in der Welt. — Da ich aber so oft die Güte Gottes erfahren hatte, so setzte ich mein Vertrauen auf ihn, daß er es mit mir machen würde, wie es ihm gefiele. — Ich gieng in diesem hülflosen Zustande, wie gewöhnlich, in das Holz zum Gebete; und obgleich der Schnee sehr hoch war, so fühlte ich doch weder Kälte noch eine andere Ungemächlichkeit. — Ich gerieth zwar bisweilen bey dem Hasse der Welt gegen mich auf die Gedanken, daß mich der Herr verlassen habe. Allein ich fand auch einen großen Trost in der Betrachtung der Worte im Jes. XLIX, 16.

Da ich auf solche Weise alle meine schätzbaren Freunde verlohren hatte, so war mir nunmehr ein jeder Ort in der Welt völlig gleich. Ich hatte schon lange ein Verlangen gehabt, nach England zu gehen, weil ich mir einbildete, daß alle Einwohner dieser Insel heilig wären. Allein unter allen Orten in der Welt wünschte ich vorzüglich Kidderminster zu sehen, weil ich mir nichts anders vorstellen konnte, als daß an dem Orte, wo Baxter gelebt und geprediget hätte, die Leute insgesammt rechtschaffen seyn müßten.

Der Zustand meiner Angelegenheiten erfoderte es, daß ich mich etwas länger in Neuyork aufhalten mußte, weil ich einige Schulden hatte, und also nicht wußte, wie ich sie bezahlen sollte. — Jedoch eben um diese Zeit kam ein junger Mensch, ein ehemaliger Bekannter meiner verstorbenen Herren zu mir, und versprach, meine Schulden, die etwa drey Pfund Sterling ausmachten, zu bezahlen, und nie das Geld wieder zu verlangen. Allein nach einem Monat kam er doch wieder, und verlangte es, und als ich ihn versicherte, daß ich nicht bezahlen könnte; so drohete er, mich zu verkaufen. — Ungeachtet ich nun wohl wußte, daß er hiezu kein Recht hatte, so wurde ich doch dadurch in die größte Unruhe gesetzt. — Endlich that er

mir den Vorschlag, mich auf ein Caperschiff zu begeben, damit ich dadurch möchte in den Stand gesetzt werden, ihn zu bezahlen, welches ich auch annahm. — Unser Capitain hieß N. — und ich gieng als ein Koch mit ihm. — Nahe bey St. Domingo kamen wir mit fünf französischen Kauffarthenschiffen zusammen. — Wir hatten ein sehr hitziges Gefecht, welches von acht Uhr des Morgens, bis drey Uhr des Nachmittags daurete; als sich der Sieg auf unsere Seite lenkte. — Bald darauf trafen wir drey englische Schiffe an, die zu uns stießen, und dieses reizte uns, eine Flotte von 36 Schiffen anzugreifen. — Wir erstiegen die drey ersten, und sodann folgten die andern nach; so daß wir zusammen zwölfe wegnahmen; und die übrigen entflohen. — Es wurde bey dieser Gelegenheit viel Blut vergossen, und ich war einigemal dem Tode sehr nahe, aber der Herr errettete mich.

Ich hatte unter den Schiffsleuten viele Feinde, und mußte große Verfolgung ausstehen; und einer von ihnen besonders war gegen mich sehr grob, und suchte immer Gelegenheit mich zu plagen. Ich will hier nur einen Umstand erwähnen, der mir ein größerer Schaden war, als alles übrige, nemlich, daß er mir einstmals ein Buch, welches mir sehr lieb war, aus der Hand nahm und ins Meer

warf.

warf. — Allein er wurde auch in unserm erwähnten Gefechte am ersten getödtet. — Ich will zwar dadurch nicht sagen, als ob dieses deswegen geschehen sey, weil er nicht mein Freund gewesen; allein ich hielt es doch immer für eine anbetungswürdige Vorsehung, zu sehen, wie die Feinde des Herrn hinweggerissen werden.

Unser Capitain war ein sehr hartherziger Mann. — Ich bedaurete zwar überhaupt alle Gefangenen, die wir machten; aber unter allen gieng mir der erbärmliche Fall eines jungen Herrn von Stande ausnehmend zu Herzen. Er schien sehr liebenswürdig zu seyn, und war vollkommen schön gebildet. Unser Capitain nahm vier tausend Pfund von ihm; aber er war damit noch nicht zufrieden, weil er sich einbildete, daß er noch mehr hätte, und es nur verborgen hielte, so daß er ihm mit dem Tode drohete, worüber er in die äußerste Angst gerieth, und die Schnallen aus seinen Schuhen nahm, und sein schönes langes Haar aufknüpfte, worinne er noch verschiedene kostbare Ringe verwahret hatte. Er kam zu mir in die Küche, und bat mich in den heftigsten Ausdrücken um etwas zu essen und zu trinken, und als ich es ihm gab, so war er dafür so dankbar, daß mir das Herz für ihn blutete; und ich wünschte herzlich,

mit ihm in einer Sprache zu reden, welche das Schiffsvolk nicht verstanden hätte, damit ich ihm seine Gefahr, worinne er war, hätte anzeigen können; indem ich gehört hatte, daß der Capitain seinen Tod beschlossen hatte, welches grausame Vorhaben er auch an ihm vollzog, indem er ihn in Begleitung eines Matrosen ans Land führte, und ihn daselbst erschoß.

Dieser Umstand rührte mich ausnehmend, und ich konnte ihn lange nicht vergessen. — Bey unserer Zurückkunft nach Neuyork theilte der Capitain unter uns das Geld aus, welches wir weggenommen hatten. — So bald als ich meinen Antheil empfangen sollte, so gieng ich zu dem Herrn N. der meine Schulden bezahlt hatte, und fragte ihn, ob er mit mir gehen und das Geld empfangen wollte, oder ob ich ihm meine Schuld bringen sollte. — Er erwählte das erstere; und als der Capitain mein Geld, hundert und fünf und dreyßig Pfund Sterl. auf den Tisch gelegt hatte, so bat ich den Herrn N. davon zu nehmen, was ich ihm schuldig wäre, und er zog es alle ein, und ließ mir gar nichts davon übrig. Der Capitain war eben so, wie ein jeder anderer, der es hörte, über diese seine Grausamkeit gegen mich zwar sehr unwillig; — Allein weder er noch ein anderer hatten Lust, sich mit

mit ihm zu zanken, weil er einer der vornehmsten Kaufleute in der Stadt war.

Jedoch zu eben dieser Zeit nahm mich ein Weinhändler, mit Namen **Dunscuno** in seinen Schutz, und wollte mir das Geld wieder verschaffen, wenn ich es haben wollte; ich sagte ihm aber, daß er es unterlassen sollte, weil ich lieber in Ruhe leben wollte. — Ich glaubte, daß es ihm nicht wohl gehen würde, und so geschah es auch, indem er durch eine Reihe von Unglücksfällen arm wurde, und bald hernach bey einer Lustreise im Wasser umkam.

Ich war bey dieser Nachricht sehr betrübt, und bedaurete seine Familie, welche in armselige Umstände gerathen war. — Ich konnte überhaupt niemals einen großen Werth im Gelde finden; und wenn ich nur ein wenig Speise und Trank zu meiner Nothdurft hatte, so wünschte ich niemals mehr, und wenn ich mehr hatte, so gab ich es bald einem Nothleidenden. — Ich blieb einige Zeit bey dem Herrn **Dunscuno** als sein Bedienter; und er war sehr gütig gegen mich. — Allein ich hatte eine Neigung, nach England zu gehen, und wünschte daher stets, daß es der Vorsehung gefallen möchte, mir einen Weg zu zeigen, wie ich diese Insel sehen könnte. Ich bildete mir ein, daß ich alsdann nie-

mals weder Grausamkeit noch Undankbarkeit erfahren würde, so bald ich nur unter Christen wäre. — Mit dieser Gesinnung begab ich mich unter das acht und zwanzigste Regiment, welches in dem letztern Kriege nach Martinique bestimmt war. — Wir giengen mit der Flotte des Admirals **Pocock** von Neuyork nach Barbados, und von dannen nach Martinique. — So bald als wir dieses eingenommen hatten, so giengen wir nach der Havanah, und nahmen auch diesen Ort ein. — Und hier erhielt ich meinen Abschied.

Ich hatte damals dreyßig Pfund Sterling in meinem Vermögen, allein ich achtete das Geld gar nicht, und wollte deswegen auch nicht länger warten, um meinen Antheil von der gemachten Beute zu erhalten, damit ich die Gelegenheit, nach England zu gehen, nicht verlieren möchte. — Ich gieng also mit den spanischen Gefangenen nach Spanien; und kam endlich mit den gefangenen Engländern nach England. — Ich kann meine Freude nicht beschreiben, als ich Portsmouth erblickte. Ich erstaunte aber bald, als ich bey unserer Landung hörte, daß die Leute auch hier zu fluchen und schwören pflegten. Ich vermuthete nichts als Güte und Sanftmuth in einem christlichen Lande anzutreffen, und wurde nunmehr durch das Gegentheil in große Verwirrung gesetzt.

Ich erkundigte mich, ob hier wirklich ein christliches Volk wohnte, und die Frau, welche ich fragte, bejahete es, und setzte noch hinzu, daß sie dazu gehörte. Ich freuete mich herzlich, als ich dieses von ihr hörte, und glaubte, ich könnte ihr mein ganzes Herz offenbaren. Ich übergab ihr mein Geld, was ich nicht nothwendig brauchte, weil ich mir einbildete, daß es bey ihr sicherer seyn würde. — Es waren 25 Guineen, von denen sie 6 Guineen nehmen, und mir davon einige Hemden und verschiedene andere Bedürfnisse kaufen sollte. Ich schenkte ihr einen sehr schönen großen Spiegel, den ich aus Martinique mitgebrache hatte, um ihre Bemühung zu belohnen, die ich ihr verursacht hatte. Sie schaffte mir auch in der That etwas weniges zu meinem Gebrauche, allein die übrigen 19 Guineen wollte sie mir nicht wiedergeben, und leugnete sogar, daß ich ihr jemals etwas gegeben hätte.

Ich merkte bald, daß ich unter böse Leute gerathen war, die mich um mein Geld und meine Uhr betrogen, und daß meine erwartete Glückseligkeit verschwunden war, und ich keinen Freund als Gott hatte. Ich konnte es kaum für möglich halten, daß an dem Orte, wo so viele berühmte Christen gelebt und geprediget hatten, so viele Bos-

heit und Betrügerey seyn sollte. Ich sah es noch für schlimmer als Sodom an, und brachte meine Zeit beynahe stets mit Weinen zu, bis Gott endlich mein Gebet erhörte, und mir in der That einen Freund erweckte.

Diese Wirthin, wo ich wohnte, hatte einen Bruder zu Portsmouth, dessen Frau eine sehr gutherzige und wohlthätige Person war. — So bald als diese von der üblen Behandlung hörte, die mir wiederfahren war, so kam sie zu mir, und erkundigte sich nach meinen Umständen, und hatte so viel Mitleiden mit mir, daß sie mich in ihrem eigenen Hause aufnahm. Ich fieng nunmehr an mich wieder zu erfreuen, und mein Gebet verwandelte sich in Danksagung. Sie brauchte alle mögliche Vorstellungen, um diejenige, welche mir Unrecht gethan hatte, zu vermögen, daß sie mir meine Uhr und Geld wiedergeben sollte; allein es war alle Mühe vergeblich, weil sie mir keinen Empfangschein gegeben hatte, so daß ich auch nichts von ihr verlangen konnte. — Meine gute Freundin war ausnehmend unwillig auf sie, und brachte es endlich noch so weit, daß sie mir 4 Guineen als ein Allmosen, wie sie sagte, zurückgab. Sie wollte zwar einige härtere Mittel brauchen, um mir zu meinem Gelde zu verhelfen; aber ich ließ es nicht

zu, und sagte: „mein Gott ist im Himmel“. Ich achtete meinen Verlust immer noch am wenigsten; alles was mich am meisten kränkte, war dieses, daß ich mich in meiner Hoffnung betrogen hatte, einige christliche Freunde zu finden, mit denen ich hoffte eine süße und angenehme Gesellschaft zu genießen.

Ich hielt es nunmehr fürs beste, gerade nach London zu gehen, und daselbst den Herrn Whitefield aufzusuchen, welcher noch die einzige lebendige Seele war, die ich in England kannte, und ihn zu bitten, daß er mir auf eine oder die andere Weise zeigen möchte, wie ich, ohne andern beschwerlich zu fallen, meinen Lebensunterhalt erlangen könnte. Ich nahm daher von meiner Freundinn in Portsmouth Abschied, und gieng in der Miethkutsche nach London. Ein angesehener Handelsmann, der mit mir reisete, erbot sich, mich zu dem Herrn Whitefield zu führen. Weil ich nun ganz fremd war, so hielt ich dieses Anerbieten für sehr gütig, und nahm es an; allein er nöthigte mich, ihm einen Gulden für seinen Weg zu geben, und bestund darauf, daß ich noch einmal so viel geben sollte, um mich zu des D. Giffords Versammlung zu führen.

Ich fieng nunmehr an, eine geringere Meynung von den Einwohnern in England zu bekommen,

men, als ich vor meiner Ankunft von ihnen gehegt hatte. Herr Whitefield nahm mich sehr freundschaftlich auf, und freuete sich, mich zu sehen, und führte mich an einen schicklichen Ort, wo ich so lange mich aufhalten sollte, bis er mir etwas anders verschaffen könnte, und bezahlte unterdessen meine Wohnung nebst allen übrigen Unkosten. Des folgenden Morgens, als ich mit der Wirthin vom Hause bey dem Frühstücke war, hörte ich das Geräusch eines Weberstuhls über dem Zimmer, wo wir waren, und als ich mich erkundigte, was es wäre, so sagte sie mir, daß man Seide webete. Ich bezeigte hierauf ein großes Verlangen, es zu sehen; und sie erbot sich, mit mir hinauf zu gehen, weil sie gewiß wußte, daß man mich gern sehen würde. So bald als wir nun in das Zimmer traten, so sah sich die Person, welche webte, nach uns um und lächelte, und ich faßte sogleich eine besondere Liebe gegen sie. — Sie that viele Fragen an mich, und ich redete dagegen auch sehr viel mit ihr. Ich fand, daß sie ein Mitglied von des Herrn Allens Versammlung war, und ich fieng an, eine gute Meynung von ihr zu hegen. — Ich fürchtete mich zwar beynahe einer solchen Liebe nachzuhängen, damit es mir nicht eben so wie zu Portsmouth ergehen möchte; allein nach einer kurzen Bekanntschaft war ich so glücklich zu sehen, daß

diese Person ganz verschieden und aufrichtig war, so daß ich auch einige Hoffnung haben konnte, daß sie eine Achtung für mich hegete. Wir giengen oft mit einander in die Predigt des D. **Gifford**, und da ich allezeit bereit war, den Nothleidenden beyzustehen, so pflegte ich immer allen, die mir ihre Noth klagten, mein Geld zu geben, und hernach selbst Noth zu leiden. — Dieses gute Frauenzimmer gab sich daher viele Mühe, diesen Fehler an mir zu bessern, und mir in vielen andern Stücken einen guten Rath zu ertheilen.

Da ich nun auf diese Weise fast sechs Wochen in London gewesen war, so wurde ich einigen Bekannten von meinem verstorbenen **Freelandhause** empfohlen, die ihn oft von mir hatten reden hören. Diese suchten mich gar sehr zu bereden, daß ich nach Holland gehen sollte. — Mein Herr hatte ehemals daselbst gewohnt, ehe er mich gekauft hatte, und gegen seine Freunde, besonders gegen den Prediger, mit so vieler Achtung von mir geredet, daß sie ein großes Verlangen bezeugt hatten, meine Einsichten genauer zu untersuchen. — Nun wußte ich, daß mein Herr, wenn er länger gelebt hätte, dahin würde gegangen seyn, so daß ich deswegen ebenfalls beschloß, nach Holland zu reisen, und deswegen diesen Vorsatz meinem lieben

Freunde, dem Herrn Whitefield, entdeckte. — Dieser war anfänglich mit einer solchen Reise nicht zufrieden; aber er schien sie doch endlich, da ich ihm meine Gründe sagte, zu billigen. Auf gleiche Weise erzählte ich dem guten Frauenzimmer, die ich schon erwählet hatte, meine Entschließung, nach Holland zu gehen, und sagte ihr zugleich, daß ich glaubte, sie würde noch einmal meine Frau werden, und daß ich es, wenn es des Herrn Wille wäre, ernstlich wünschte. — Sie gab mir hierauf nur wenig zur Antwort, aber sie hat mir hernach gesagt, daß sie es damals nicht geglaubt hätte.

Ich gieng bald darauf zu Schiffe, und kam schon des andern Tages nach Amsterdam. Ich hatte verschiedene Empfehlungsschreiben an die Freunde meines ehemaligen Herrn, die mich alle sehr gütig aufnahmen. Einer von den vornehmsten Predigern war besonders sehr gütig gegen mich; er behielt mich lange in seinem Hause, und hatte ein großes Vergnügen daran, mir viele Fragen vorzulegen, die ich allezeit sehr gern beantwortete. Ich kann die Wege der Vorsehung, die mich so wunderbarlich erhalten hat, nicht genug bewundern. Ich, als der Enkel eines Königs, der ich zu Hause mit Sclaven umgeben, und mit Golde bekleidet war, habe oft Mangel am Brodte gehabt,

habt, und habe mich wider das Ungemach des Wetters oft nicht bekleiden können; und bin mehr als einmal mit dem Tode bedrohet worden; und dennoch habe ich nie gemurret, und bin nicht mißvergnügt gewesen. — Ja ich bin noch bereit, und wünsche es sogar als ein Fremdling und Pilgrim in dieser Welt für nichts geachtet zu werden; weil ich weiß, „daß mein Erlöser lebet“, und ich danke ihm für jede Prüfung und Noth, die ich ausgestanden habe, weil ich gewiß hoffe, daß sie zu meiner Heiligung gedient haben.

Eben zu dieser Zeit erbot sich ein reicher Kaufmann zu Amsterdam, mich als einen Bedienten in seinem Hause aufzunehmen, und ich nahm diese Stelle sehr willig an. Er war ein sehr würdiger und gegen mich gütiger Herr, der mich mehr wie einen Freund, als einen Bedienten hielt. — Ich blieb daselbst ein ganzes Jahr, aber ich war doch nicht gänzlich zufrieden, weil ich meine ehemalige Geliebte zu sehen verlangte, und deswegen gern nach England zurückkehren wollte: Ich hatte zwar einmal an sie geschrieben; aber von ihr keinen Brief erhalten, welches, wenn es geschehn wäre, mir eine weniger günstige Meynung von ihr würde beygebracht haben. — Meine Herrschaft suchte mich gar sehr zu bereden, daß ich sie

nicht verlassen sollte; und gewiß, wenn ich bey meiner Zurückkunft nach England meine geliebte Betty verheirathet gefunden hätte, so würde ich sogleich wieder zu ihnen zurückgekehret seyn.

Man that mir den Vorschlag, eine Magd im Hause zu heirathen, die zwar jung und angenehm war, und ziemlich viel Geld erspart hatte, die ich aber nicht so lieben konnte, ob sie mich gleich gern annehmen wollte. — Bey meiner Zurückkunft in England fand ich, daß meine Betty noch nicht verbunden war. — Sie hatte in meiner Abwesenheit verschiedene Anerbietungen ausgeschlagen, und ihrer Schwester gesagt, daß wenn sie jemals heirathete, ich ihr Mann seyn müßte.

Ich gieng bald nach meiner Ankunft zu dem D. Gifford, der mich sogleich in seinem Hause aufnahm, und ausnehmend gütig gegen mich war. Ich bezeigte ihm ein großes Verlangen, in ihrer Kirche aufgenommen zu seyn, und nun sagte man mir, daß ich müßte vorher getauft seyn. Ich unterwarf mich sogleich der gehörigen Prüfung meiner Einsicht, und sodann wurde ich nebst einigen andern von dem D. Gifford getauft. Ich eröffnete ihm hierauf mein Vorhaben, zu heirathen; allein ich fand dabey viele Einwendungen, weil die Person, worauf ich meine Absicht gerichtet hatte,

arm

arm war. — Sie war eine Wittwe, und ihr Mann hatte sie in Schulden und mit einem Kinde hinterlassen, so daß man mir aus wirklicher Achtung gegen mich davon abzurathen suchte. — Allein ich hatte es versprochen, und war also entschlossen, sie zu heirathen; und weil ich wußte, daß sie eine liebreiche Frau war, und man sonst nichts wider sie sagen konnte, so war die Armuth auch bey mir kein hinlängliches Hinderniß. Da nun meine Freunde sahen, daß sie meine Gesinnungen gegen diese Person nicht ändern konnten, so schrieben sie an den Herrn **Allen**, den Prediger, daß er sie bereden sollte, mich aufzugeben, allein er antwortete, daß er sich gar nicht darein mischen wollte, und daß wir thun möchten, was wir wollten. — Ich beschloß daher, die kleinen Schulden meiner Braut, ehe ich sie heirathete, zu bezahlen, so daß ich fast alles was ich hatte, verkaufte, und sodann alles was sie schuldig war, damit bezahlte, und ich muß sagen, daß ich nichts in meinem Leben mit willigern Herzen gethan habe, weil ich gewiß glaubte, daß wir glücklich mit einander seyn würden, wie es auch in der That erfolgte, da sie mir vom Herrn gegeben war. Ich habe an ihr eine gesegnete Gehülfin gefunden, und wir haben es niemals bereuet, ob wir gleich manche Noth und Trübsal erfahren haben.

Meine Frau verschaffte sich durch die Seidenweberey einen sehr guten Unterhalt, und befand sich sehr wohl dabey; allein zu eben der Zeit war auch eine sehr große Unruhe unter den Webern, so daß ich mich fürchtete, meine Frau arbeiten zu lassen, damit die Friedensstöhrer uns nicht zwingen möchten, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen, welches meiner Gesinnung ganz zuwider war. Auf diese Weise konnte meine Frau keine Arbeit erlangen, und ich hatte auch nichts zu thun, um meine Familie zu erhalten. — Wir waren noch kein Jahr verheyrathet, da uns dieses Unglück überfiel.

Eben zu der Zeit gab mir ein Herr, der sehr bekümmert um uns zu seyn schien, den Rath, mit ihm nach Essex zu ziehen, wo er mir Arbeit zu verschaffen versprach. Ich nahm diesen gütigen Vorschlag an, und er redete mit einem reichen Quacker, der nahe bey Colchester wohnte, mit Namen Handbomar, der auch sogleich seinem Factor befahl, mir Arbeit zu geben.

Es wurden auf diese Art verschiedene andere mit mir zugleich versorgt. Ich war sehr dankbar und zufrieden, ob gleich mein Lohn nur sehr gering war. Ich hatte meine Frau noch nicht mitgebracht, weil meine Absicht war, wenn es nach

unsern Wunsche gehen würde, sie holen zu lassen. Eben da ich im Begriff war, dieses zu veranstalten, erhielt ich einen Brief, worinne sie mir meldete, daß sie niedergekommen, und in großer Dürftigkeit wäre. Diese Nachricht war eine große Prüfung für mich, und ein neues Leiden: jedoch mein Gott, der treu und barmherzig ist, verließ mich nicht in dieser Noth. — Da ich nicht Englisch lesen konnte, so mußte ich mich an einen wenden, der mir den erhaltenen Brief von meiner Frau vorlas, und hier wurde ich durch die göttliche Vorsehung zu einem sehr würdigen jungen Quacker und Freund meines Herrn gewiesen. Er las mir den Brief, und wurde durch den Innhalt desselben so gerührt, daß er mir sagte, er wollte für mich eine Collecte anstellen, welches er auch that, und der erste war, der etwas beytrug. Das Geld wurde noch an eben dem Abend nach London geschickt; und dieses war noch nicht die ganze Güte, die ich von diesen Freunden genossen habe, denn so bald als meine Frau wieder ausgehen und reisen konnte, so bezahlten sie auch ihre Reisekosten. — Wir befanden uns den ganzen Sommer über recht wohl; aber gegen den Winter erhielt ich meinen Abschied, weil er mich nicht weiter brauchen konnte. Nun fieng die Aussicht an um uns dunkel zu werden. Wir hielten es für das rathsamste,

samste, unsere Wohnung ein wenig näher bey der Stadt zu nehmen, zumal da das Haus, worinne wir bisher gewesen waren, kalt und baufällig zu seyn schien.

Unterdessen hatten wir beyde keine Arbeit, und konnten auch keine bekommen. Der Winter war besonders sehr hart für uns, so daß wir in die äusserste Noth geriethen. Ich war allezeit sehr furchtsam um etwas zu bitten, und ich wollte auch nicht gern einem Menschen unsern Mangel entdecken, weil wir beyde an diesem Orte Fremde waren; da wir aber endlich keinen Bissen Brod mehr hatten, so mußte ich nunmehr auf ein Mittel denken, uns einigen Unterhalt zu verschaffen. — Ich war zwar gar nicht dabey um mich selbst bekümmert; aber es gieng mir durchs Herz, wenn ich sah, daß meine Frau und Kinder Mangel hatten. — Ich war nunmehr gegen mich selbst unwillig, daß ich sie hatte von London kommen lassen, wo wir vielleicht einige Freunde gefunden hätten, die unsere Erretter gewesen wären. Der Schnee war zu der Jahreszeit besonders sehr tief, so daß wir gar keine Aussicht einiger Erleichterung hatten. Jedoch in diesem traurigen Zustande, wo ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte, beschloß ich endlich, mich an den Gärtner eines gewissen

wissen Herrn zu wenden, der in unserer Nachbarschaft wohnte, und ihn um Arbeit zu ersuchen. — Allein ungeachtet aller meiner Bemühungen und Bitten, versicherte er mich, daß es nicht in seinem Vermögen stünde; doch in dem Augenblicke, da ich von ihm gehen wollte, so fragte er mich, ob ich einige Rüben annehmen wollte? Ich nahm sie mit großer Dankbarkeit an, und brachte sie nach Hause; es waren ihrer viere, und zwar sehr große und schöne Stücken. — Wir hatten kein Holz, um Feuer zu machen, folglich konnten wir sie nicht kochen; aber wir waren froh, daß wir sie roh essen konnten. Unser jüngster Sohn war nur noch ein kleines Kind, so daß meine Frau die Rüben schaben, und sie auf diese Weise verschiedene Tage nach einander dem Kinde geben mußte. Wir aßen des Tages nur eine davon, weil wir nicht wußten, wie bald wir etwas anders wieder bekommen würden. Wir behalfen uns auf diese Art so lange, bis unsere Rüben verzehret waren, aber alsdann fieng meine Frau an, die armen kleinen Kinder zu beklagen. Ich tröstete sie, so viel ich konnte, indem ich immer noch hofte, daß uns Gott nicht würde umkommen lassen; welches auch beynahe durch ein Wunder geschah.

Wir giengen wie gewöhnlich zu Bette, ehe es finster wurde, weil wir kein Licht hatten; aber kaum

kaum waren wir im Bette, so pochte jemand an der Thüre, und fragte, ob hier Jacob Albert wohnte? Ich bejahete es, und stund sogleich auf; und als ich die Thür öffnete, so sah ich, daß es der Bediente eines berühmten Sachwalters war, der in Colchester wohnte. — Er fragte mich, wie es mir ergienge, und ob ich nicht beynahe vor Hunger gestorben wäre? Ich brach in Thränen aus, und sagte ihm, daß es in der That beynahe so geschehn wäre. Er sagte mir hierauf, daß sein Herr dieses vermuthete, und deswegen mit mir gern sprechen möchte, so daß ich mit ihm gehen müßte. Dieser Herr hieß Danniel, und war ein sehr guter Christ. Er pflegte oft mit mir zu reden, da ich für den Herrn Handbarrar arbeitete, und würde mich selbst in Arbeit genommen haben, wenn es mir damals daran gefehlt hätte. Als ich zu ihm kam, so sagte er mir, daß er seit kurzem oft an mich gedacht, und befürchtet hätte, daß ich Noth leiden müßte, und daß er deswegen nicht eher hätte ruhen können, bis er sich nach mir erkundigt hätte. Ich stellte ihm hierauf meine Noth vor, wodurch er sehr gerührt wurde; und er gab mir sogleich eine Guinee, und versprach, fernerhin gütig gegen mich zu seyn.

Ich gieng sogleich und kaufte ein wenig Brod, Käse und Kohlen, und brachte sie nach Hause.

Meine Frau freuete sich, als ich bey meiner Zurückkunft auch etwas zu essen mitbrachte. Sie stund augenblicklich auf, und zog unsre Kinder an, und wir hielten nunmehr eine sehr fröliche Mahlzeit. — Wir vergaßen dabey nicht, dem Herrn für alle seine Güte gegen uns zu danken. — Bald darauf, als der Frühling kam, brauchte mich der Herr Peter Danniel bey dem Niederreißen und Aufbauen eines Hauses. Ich hatte auf diese Art eine gute Arbeit, und genug zu thun; er ließ meine Frau und Kinder nach Colchester kommen, und verschaffte uns ein Haus, wo wir sehr wohl wohnen konnten. — Ich werde gewiß seine Güte gegen mich und meine Familie Zeit Lebens mit dankbaren Herzen erkennen. Ich arbeitete an seinem Hause länger als ein Jahr, bis es ganz fertig war, und alsdann bekam ich bey verschiedenen andern ebenfalls solche Arbeit, so, daß ich mich nie für glücklicher hielt, als wenn ich etwas zu thun hatte. Jedoch bey Herannahung des Winters und bey der Abnahme der Arbeit befürchtete ich aufs neue, daß wir wieder in Noth gerathen, oder unsern Freunden beschwerlich fallen würden.

Es wurde mir damals angeboten, nach Norwich zu kommen, und eine beständige Arbeit zu

erhalten. Meine Frau schien mit diesem Vorschlage zufrieden zu seyn, weil wir hofften, daß sie dort ebenfalls in die Weberey kommen, und daselbst glücklicher, als an einem andern Orte seyn würde. Wir hielten es also für das rathsamste, bey dieser guten Gelegenheit in eine Stadt zu ziehen, weil wir daselbst wahrscheinlicher Weise unsern Unterhalt Zeit Lebens finden würden. Jedoch ich gieng anfänglich alleine dahin, um zu sehen, wie es gehen würde, welches ich aber hernach sehr bereute; denn als ich meiner Frau und Kindern nicht sogleich etwas zum Unterhalt schicken konnte, weil ich zu einem hartherzigen und unbesonnenen Herrn kam, so gerieth sie in die äusserste Dürftigkeit, so, daß sie die wenigen Güter, die wir noch hatten, verkaufen, und zuletzt bey ihrer Abreise sogar unser Bette dahin geben mußte.

Bey ihrer Ankunft zu Norwich miethete ich ein meublirtes Zimmer. Allein ich fand einen großen Unterschied in dem Betragen meines Herrn gegen dasjenige, was andere Herren gegen mich bezeigt hatten. Er war in seiner Bezahlung sehr unordentlich. — Meine Frau miethete einen Weberstuhl, und es schien, als ob unsere Umstände sich bessern würden, bis uns endlich neues

Unglück überfiel. Unsere drey armen Kinder bekamen die Blattern, dieses war für uns schon eine große Prüfung; doch glaubte ich immer noch, daß uns Gott nicht verlassen würde; und ich that alles, was in meinem Vermögen war, den Muth meiner Gattinn zu erhalten. Ihre ganze Sorgfalt war nunmehr auf die Kinder gerichtet, so, daß sie weiter nichts verdienen konnte, und ich konnte zum Unterhalte einer Familie in solchen Umständen nur wenig verschaffen, zumal da ich schon verschiedene Wochen den Miethzins nicht hatte bezahlen können, und die Frau, der ich ihn schuldig war, keine Nachsicht mit uns haben wollte, ob ich ihr gleich versprochen hatte, daß sie das erste Geld haben sollte, was ich nach der Wiedergenesung meiner Kinder bekommen würde. Ja sie war so grausam, uns zu drohen, im Fall ich nicht gleich bezahlte, daß sie uns auf die Gasse hinausstoßen wollte.

Mein würdiger Freund, der Herr Gurdney, gab mir den Rath, daß ich Stroh schneiden sollte, und kaufte mir hierzu sogar das nöthige Werkzeug. Es waren außer mir nur wenige Leute in der Stadt, welche dieses Geschäffte trieben, so, daß ich mich dabey allerdings sehr wohl befand. — — Allein wir blieben nicht lange in diesem glücklichen Zustande. Viele von den geringen Leuten waren

neidisch, und fiengen an, eben diese Arbeit unter dem bisherigen Preiße in der Absicht zu unternehmen, damit sie mir die Geschäffte entziehen könnten, und es gelang ihnen auch dergestalt, daß ich schwerlich etwas zu thun bekommen konnte, und aufs neue wieder unglücklich war. Ja dieses Unglück kam auch nicht allein, indem wir zu eben dieser Zeit eine von unsern Töchtern verlohren, welche an einem Fieber starb. Dieser Umstand verursachte uns neue Unruhen, weil der Prediger sich weigerte, sie zu begraben, da wir nicht von ihrer Gemeinde waren. Ich wendete mich hierauf, wiewohl vergeblich, an die Quacker; und nun waren wir in der größten Verlegenheit, und wußten nicht, was wir mit dem Kinde anfangen sollten. — Endlich beschloß ich, in dem Garten hinter dem Hause eine Grube zu machen, und sie darinne zu begraben; als der Pfarre des Kirchsprengels zu mir schickte, und mir wissen ließ, daß er das Kind zwar begraben, aber keine Leichenrede halten wollte. Ich sagte ihm, daß ich dieses leztere nicht achtete, weil das Kind sie ohnedem nicht hören könnte.

Nach dieser Zeit fanden wir viele Widerwärtigkeiten, und üble Begegnungen, so, daß ich den nöthigsten Unterhalt nur mit großer Mühe erlangen konnte, und endlich genöthigt war, unsere Kleider zu versetzen. — In diesen trübseligen

Umstän-

Umständen that ich meiner Frau den Vorschlag, nach Kidderminster zu gehen, und es daselbst zu versuchen, ob wir unsern dürftigen Zustand verbessern könnten. Ich hatte schon vorher allezeit eine besondere Zuneigung gegen diesen Ort geheget, und jetzt mehr, als jemals, da ich von dem Herrn Fawcet, als einem würdigen und frommen Herrn, gehört, und seinen Namen in meinem Lieblingsbuche, nämlich in Barters ewiger Ruhe der Heiligen, gesehen hatte; und da überdieses die Fabrik zu Kidderminster meiner Frau einige Arbeit zu versprechen schien, so willigte sie um so viel lieber in meinen Vorschlag.

Ich verließ sie noch einmal, und reisete nach Kidderminster, um zu sehen, ob wir daselbst Arbeit finden würden. Gleich nach meiner Ankunft machte ich dem Herrn Fawcet meine Aufwartung, der mich auch sehr liebreich aufnahm, und mich dem Herrn Watson empfahl, von welchem ich auch gleich im Seidenwickeln und Stricken gebraucht wurde. Ich blieb daselbst ungefähr vierzehn Tage, und als ich glaubte, daß es mit unserer Erwartung übereinstimmte, so kehrte ich nach Norwich zurück, um meine Frau abzuholen. Sie war aber damals nahe bey ihrer Niederkunft, und zugleich sehr kränklich, so, daß wir so lange warten mußten, bis sie nach ihrer Niederkunft mit Be-

quemlichkeit reisen konnte, worauf wir sodann nach Kiddermінster kamen, aber nichts mit uns brachten, weil wir zur Bezahlung unserer Schulden alles hatten verkaufen müssen.

So ist unser gegenwärtiger Zustand beschaffen. — Meine Frau thut alles, was sie kann, um unsere Familie durch die saure Arbeit der Weberey zu erhalten; und Gott neiget bisweilen die Herzen der Menschen, uns ihren liebreichen Beystand zu leisten, indem ich wegen Alter und Schwachheit nur wenig zu ihrem Unterhalt beytragen kann. Wir reisen als arme Pilgrime zu unserer himmlischen Heimath, und warten in Geduld auf den gnädigen Ruf des Herrn, wenn es ihm gefallen wird, uns von dem Uebel der gegenwärtigen Welt zu befreyen, und uns in die ewige Herrlichkeit der zukünftigen Welt zu versetzen. — Ihm sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Gedanken
über
die Sclaverey.

§. 1.

Ich verstehe unter der Sclaverey die häusliche Knechtschaft, oder das Verhältniß eines Knechtes gegen einen Herrn. Ein scharfsinniger Schriftsteller hat schon die richtige Bemerkung gemacht, „daß die Mannichfaltigkeit der Gestalten, worunter die Sclaverey erscheint, es fast unmöglich macht, durch eine erklärende Beschreibung einen richtigen Begriff davon zu geben. Jedoch giebt es gewisse eigenthümliche Eigenschaften, welche die Sclaverey an allen Orten begleitet haben, wodurch sie sich leicht von der gelinden häuslichen Dienstbarkeit, welche bey uns statt findet, unterscheiden läßt.„ *)

§. 2. Die Sclaverey enthält eine Verbindlichkeit zu einem beständigen Dienst, welche nur die Einwilligung des Herrn trennen und aufheben

*) S. Hargrave Vertheidigung des Neger Sommerset.

kann. Ja in einigen Ländern kann sie auch der Herr nicht einmal ohne Einwilligung der dazu verordneten Richter aufheben. Sie giebt gemeiniglich dem Herrn eine willkührliche Macht zu einer jeden Züchtigung, welche nur nicht das Leben oder die Glieder des Körpers angehet. Zuweilen aber sind auch diese seinem Willen unterworfen, oder werden nur durch eine Geldbuße oder andere geringe Strafe beschützet, die zu unbeträchtlich ist, als daß sie einen Herrn von einem hitzigen Temperamente im Zaume halten kann. Sie bewirket zugleich eine Unfähigkeit, etwas außer zum Nutzen des Herrn zu erwerben. Sie ertheilt dem Herrn die Erlaubniß, seine Sclaven eben so, wie seine Kühe und Pferde, zu veräußern. Und endlich dauert sie auch in ihrem völligen Umfange von den Aeltern auf die Kinder bis zu den letzten Nachkommen fort.

§. 3. Der Anfang der Sclaverey fällt in die ältesten Zeiten, wovon die Geschichte nur einige Nachricht giebt. Sie entstund in dem barbarischen Zustande der menschlichen Gesellschaft, und breitete sich mit der Zeit unter alle Nationen aus. Sie herrschte besonders unter den Juden, Griechen, Römern, und den alten Deutschen, und wurde von ihnen in die verschiedenen

Reiche

Reiche und Staaten gebracht, welche aus dem römischen Reiche entstunden. Jedoch bey der zunehmenden Oberherrschaft der christlichen Religion fiel sie beynahe in allen Gegenden von Europa in Abnahme. Diese große Veränderung ereignete sich zuerst gegen das achte Jahrhundert in Spanien, und wurde noch vor dem vierzehnten Jahrhunderte beynahe in andern Königreichen von Europa allgemein.

§. 4. Von dieser Zeit an war die Sclaverey fast bis zu dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ganz erloschen, da die Entdeckung von Amerika und den westlichen und östlichen Küsten von Afrika die Erneuerung derselben wieder veranlaßte. Die Portugiesen führten sie zuerst wieder ein, indem sie den Spaniern zum Anbau ihrer neuen Besitzungen in Amerika die Negers aus Afrika verschafften, und sie den amerikanischen Spaniern als Sclaven verkauften. Dieses geschah im Jahr 1508, da sie die ersten Negers nach Hispaniola einführten. Im Jahr 1540 beschloß der damalige König von Spanien, Carl der Fünfte, der Neger-Sclaverey ein Ende zu machen, indem er Befehl gab, daß man alle Neger-Sclaven in den spanischen Staaten frey lassen sollte: dieser Befehl wurde von

Lagasca vollzogen, den er dahin schickte, um sie alle unter der Bedingung in Freyheit zu setzen, daß sie fernerhin für ihre Herren arbeiten sollten. Allein bald nach der Zurückkunft des Lagasca in Spanien nahm die Sclaverey aufs neue ihren Anfang, und wurde eben so, wie vorher, fortgesetzt. Hierauf folgten andere Nationen, nach erlangten Besitzungen in Amerika, dem Beyspiele der Spanier, und die Sclaverey hat sich nunmehr in den meisten von unsern amerikanischen Colonien sehr ausgebreitet.

§. 5. Dies ist die wahre Beschaffenheit der Sclaverey, und der Anfang der Neger-Sclaverey in Amerika. Vielleicht aber sind einige begierig, das Land vorher kennen zu lernen, woraus die Negers entführt werden, was für eine Art von Menschen sie sind, und wie sie sich in ihrem eigenen Lande betragen; und gegen einander gesinnt sind; und wie sie gemeiniglich verführet und in Amerika behandelt werden?

§. 6. Was nun erstlich das Land anbetrifft, woraus sie entführt werden, so haben vielleicht viele geglaubt, daß es so schrecklich, öde und wüste sey, daß es mehr eine Art von Wohlthat sey, wenn man sie daraus befreye. Allein man irret sich darinne gar sehr, wenn man denjenigen Glauben

ben beymisset, welche so viele Jahre darinne gelebt, und keine Ursache haben, es auf einer falschen Seite vorzustellen.

§. 7. Derjenige Theil von **Afrika**, woraus die Negers kommen, ist gemeiniglich unter dem Namen **Guinea** bekannt, und erstreckt sich längst der Küste auf drey bis viertausend englische Meilen. Es enthält von dem Flusse **Senegal** bis an das Vorgebirge **Sierra Leona** über siebenhundert Meilen. Sodann beträgt es gegen Osten über funzehnhundert Meilen, und fasset die **Kornküste**, die **Elfenbeinküste**, die **Goldküste** und die **Sclavenküste**, nebst dem großen Königreiche Benin in sich, und hierauf erstreckt es sich gegen Süden über zwölfhundert Meilen, und enthält die Königreiche **Congo** und **Angola**.

§. 8. Was nun die Küste van **Senegal** betrifft, so giebt der Herr **Brue**, welcher sechzehn Jahre daselbst gelebt hat, von der Fruchtbarkeit derselben nahe an der See folgende Beschreibung: "Je weiter man von der See kömmt, desto fruchtbarer und angebaueter ist das Land, und hat einen Ueberfluß an Hülsenfrüchten, indianischen Korne und verschiedenen andern Früchten. Hier sind weite Wiesen, worauf große Heerden von kleinem und großen Vieh weiden. Und die häufigen Dörfer,

ser, welche überall befindlich sind, zeigen deutlich, daß das Land wohl bevölkert ist. „ Und ferner: „Ich erstaunte, als ich das Land so wohl angebauet sah; es ist kein Flecken ungenutzt zu finden. Das niedrige Land, welches durch kleine Canäle abgetheilt ist, war überall mit Reiß besäet, und die höhern Gegenden waren mit indianischen Korne und Bohnen von verschiedenen Arten besetzet. Ihr Rindfleisch ist vortrefflich; das Geflügel im Ueberfluß, und wohlfeil; die Heerden von Rindvieh und Schaafen sehr zahlreich, und die Bäume mit Früchten beladen.

§. 9. Von der Korn- und Elfenbeinküste sagen uns die Augenzeugen, daß der Boden überhaupt fruchtbar ist, und einen Ueberfluß an Reiß und Wurzeln hat. Der Indigo und die Baumwolle kommen daselbst ohne Wartung hervor. Die Fische sind sehr häufig; und die Heerden von grossem und kleinen Vieh sehr zahlreich, und die Bäume mit Früchten beladen.

§. 10. Die Gold- und Sclavenküste ist nach dem einhelligen Zeugniß aller, welche sie besucht haben, so ausnehmend fruchtbar und anmuthig; sie bringt sehr viel Reiß und ander Getraide hervor, und sie hat einen Ueberfluß an Früchten und Wurzeln, Palmwein und Oel, Fischen,

nebst

nebst zahmen und wilden Thieren. Und eben dieses saget man auch von dem Boden und Produkten der Königreiche Benin, Congo und Angola; und es erhellet aus allem diesen sehr deutlich, daß Guinea gar kein schreckliches, ödes und wüstes Land, sondern vielmehr eines der fruchtbarsten und anmuthigsten Länder in der ganzen Welt ist. Man sagt zwar, es sey ungesund, und so ist es auch für die Fremden, aber für die eingebohrnen Einwohner ist es vollkommen gesund.

§. 11. So ist das Land beschaffen, woraus die Negers zu uns gebracht werden. Fragt man nun, was es für Leute sind, und wie sie sich betragen, nicht in unsern Plantagen, sondern in ihrem Vaterlande, so kann man dieses am sichersten von denen erfahren, welche Augenzeugen gewesen sind. Nun bemerken alle diejenigen, welche in Senegal gelebt haben, daß es von drey Nationen Jalofs, Fulis und Mandingos bewohnt wird. Der König der Jalofs hat verschiedene Minister unter sich, welche ihm in der Verwaltung der Gerechtigkeit beystehen. Der Oberrichter geht in dem Bezirk seiner Staaten herum, um die Klagen anzuhören, und die Streitigkeiten zu entscheiden. Und der Vice-Re geht mit ihm, um auf das Betragen des Alkadi oder

Gouver-

Gouverneurs eines jeden Dorfes eine genaue Aufsicht zu haben. Die Fulis werden von ihren vornehmsten Männern beherrschet, welche mit vieler Mäßigung regieren. Wenige von ihnen werden etwas Stärkeres, als Wasser trinken, indem sie strenge Mahomedaner sind. Die Regierung ist leicht, weil die Leute von einer ruhigen und guten Gemüthsart sind, und sowohl in allem, was recht ist, unterrichtet sind, daß ein Mensch, der dem andern Unrecht thut, von allen verabscheuet wird. — Sie verlangen nicht mehr Land, als sie brauchen, und dieses bearbeiten sie mit vieler Sorgfalt und Fleiße, und wenn einer von ihnen soll von den weißen Menschen zum Sclaven gemacht werden, so vereinigen sie sich alle, ihn wieder zu erretten. Sie unterstützen nicht allein alle ihre Aeltern, Lahmen oder Blinden, sondern sie versorgen auch oft die Mandingos, wenn sie Hungersnoth haben, mit den nöthigsten Lebensmitteln.

§. 12. Die Mandingos, wie der Herr Brue sagt, sind ächte Mahomedaner, indem sie weder Wein noch Brandewein trinken. Sie sind fleissig und arbeitsam, und bauen ihr Land sehr gut an, und haben einen großen Ueberfluß an Rindvieh. Eine jede Stadt hat einen Gouverneur,

und dieser bestimmt die Arbeit des Volks. Die Männer bearbeiten den Boden zum Getraide, und die Weiber und Mägdchen das Land zum Reiße. Er theilet sodann das Getraide und den Reiß unter ihnen aus, und entscheidet alle Streitigkeiten, die unter ihnen entstehen. Alle mahomedanische Negers gehen täglich dreymal in das öffentliche Gebet, indem in jedem Dorfe ein Priester ist, der sie ordentlicher Weise zusammen rufet. Und man sieht mit Bewunderung, wie bescheiden, aufmerksam und ehrerbietig sie sich während des Gottesdienstes betragen. — Diese drey Nationen treiben verschiedenen Handel; sie haben Schmiede, Sattler, Töpfer und Weber, und sie sind in ihren Arbeiten sehr sinnreich und erfindungsvoll. Ihre Schmiede machen nicht allein alle eiserne Werkzeuge, sondern sie arbeiten auch sehr geschickt in Gold und Silber. Die Weiber und Kinder weben vornehmlich schönes baumwollenes Zeug, welches sie blau und schwarz färben.

§. 13. Von diesen Gegenden giebt der Herr **Adanson**, der Correspondent der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, vom Jahr 1749 bis 1753 folgende Beschreibung: „Wo ich nur mein Auge hinwandte, da erblickte ich ein vollkommenes Bild der reinen Natur; eine angenehme

nehme Einsamkeit, die auf jeder Seite durch eine reizende Landschaft umringt ist; die ländliche Lage der Hütten mitten unter den Bäumen; die Ruhe und Stille der Negers, die unter dem Schatten der ausgebreiteten Zweige in der Einfalt ihrer Kleidung und Sitten hingestreckt liegen. Das Ganze erweckte in mir die Vorstellung von unsern ersten Aeltern, und ich schien hier die Welt in ihrem ursprünglichen Zustande zu betrachten. Sie sind, überhaupt zu reden, sehr gutherzig, gesellig und verbindlich. Ich war nicht wenig vergnügt über meine erste gute Aufnahme, und ich wurde vollkommen überzeugt, daß man in den Nachrichten, die man von dem wilden Charakter der Afrikaner liefert, sehr viel abziehen müsse. „ Er setzet noch hinzu: „Es ist gar sehr zu verwundern, daß ein ungelehrtes Volk so richtig von den Himmelskörpern reden kann; und es ist kein Zweifel, daß diese Leute mit Hülfe der gehörigen Instrumente vollkommene Astronomen seyn würden. „

§. 14. Die Einwohner der Korn- und Elfenbeinküste werden von denen, welche mit ihnen viel zu thun haben, als verständig, höflich, und als die besten Handelsleute auf den Küsten von Guinea geschildert. Sie trinken selten bis zum Uebermaaße: und wenn es einige thun, so werden

sie

sie auf Befehl des Königs hart bestrafet. Sie sind selten mit Krieg geplaget, und wenn sich auch zwischen zwo Nationen ein Streit erregt, so suchen sie ihn gemeiniglich in der Güte beyzulegen.

Die Einwohner von der Gold- und Sklaven-Küste, wenn sie nicht mit List wider einander aufgebracht werden, leben ebenfalls in großer Einigkeit und Freundschaft, und sind mehrentheils gutherzig, höflich, folgsam, und bereitwillig den Nothleidenden beyzustehen. Die Einwohner des Königreichs Whidah sind besonders höflich, gütig und gegen Fremde verbindlich. Und sie sind unter allen Negers die artigsten und gesittesten gegen einander. Die Geringern erweisen ihren Höhern die größte Ehrfurcht, als die Weiber gegen ihre Männer, die Kinder gegen ihre Aeltern. Sie sind über dieses besonders arbeitsam; indem sich die Männer mit dem Ackerbau und die Weiber mit Baumwollespinnen und Weben beschäftigen.

§. 15. Die Gold- und Sklavenküsten sind in verschiedene Bezirke eingetheilt, so daß einige von Königen und andere von den vornehmsten Männern regieret werden, von denen ein jeder für seine eigene Stadt oder Dorf sorget, und die Unruhen verhindert oder stillet. Sie bestrafen den Mord und Ehebruch sehr hart und oft mit dem

Tode. Der Diebstahl und die Räuberey werden mit einer Geldstrafe belegt, welche dem Werthe der gestohlnen Güter angemessen ist. — Alle Eingebohrne dieser Küste sind zwar Heiden, aber sie glauben doch einen Gott, als den Schöpfer aller Dinge. Sie scheinen auch eine dunkle Vorstellung von einem zukünftigen Zustande zu haben. Und diesem zufolge hat eine jede Stadt und Dorf einen bestimmten Ort zu ihren öffentlichen Gottesdienst. — Es ist merkwürdig, daß sie unter sich keine Bettler haben. So groß ist die Sorgfalt der vornehmsten Männer in jeder Stadt und Dorfe, daß sie sogar den Alten und Schwachen einige leichte Arbeit verschaffen. Einige werden gebraucht, die Blasebalge der Schmidte aufzublasen, und andere müssen Palmwein auspressen, oder Farben reiben. Und wenn sie auch dazu zu schwach sind, so müssen sie Lebensmittel auf dem Markte verkaufen.

§. 16. Die Einheimischen in dem Königreiche Benin sind vernünftige und gutherzige Leute. Sie sind aufrichtig und ruhig, und thun weder einander, noch den Fremden einiges Unrecht. Sie sind besonders freundlich und höflich. Wenn man ihnen ein Geschenke giebt, so bemühen sie sich, es doppelt zu erwiedern. Und wenn man ihnen bis

zur

zur Zurückkunft des Schiffes im nächsten Jahre Credit giebt, so bezahlen sie gewiß die ganze Schuld ehrlich und redlich. Der Diebstahl wird zwar unter ihnen bestraft, obgleich nicht so strenge, als der Mord. Wenn ein Mann und eine Frau von Stande im Ehebruche ergriffen werden, so müssen sie gewiß sterben, und ihre Leichname werden auf einen Misthaufen geworfen, und den wilden Thieren zum Raube überlassen. Sie sind in ihrem Handel pünktlich gerecht und ehrlich; und überdieses sind sie auch sehr mitleidig; indem der König und die großen Herren alle, die arbeiten können, zu beschäftigen suchen, und diejenigen, welche ohne alle Hülfe sind, frey unterhalten, so daß hier ebenfalls keine Bettler sind. Die Einwohner von Congo und Angola sind überhaupt ein ruhiges Volk. Sie zeigen einen guten Verstand, und betragen sich gegen Fremde sehr freundlich, indem sie von einer sanften Gemüthsart und leutseligen Betragen sind. — Ueberhaupt also sind die Negers, welche die Küste von Afrika von dem Fluße Senegal bis an die südlichen Gränzen von Angola bewohnen, weder dumme, unempfindliche, viehische und träge Barbarn, noch grausame und treulose Wilden, wie man sie beschrieben hat, sondern vielmehr vorzüglich verständige Leute, wenn man zumal die wenigen Vortheile bedenkt, welche

sie zur Verbesserung ihres Zustandes haben. Sie sind auf den höchsten Grad arbeitsam, und vielleicht mehr, als alle andere Einwohner eines so heißen Himmelsstrichs: Sie sind billig, gerecht und redlich in ihrem Handel, ausgenommen wo sie es von den weißen Menschen anders gelernt haben. Sie sind ferner weit sanfter, freundlicher und gütiger gegen Fremde als unsere Vorfahren gewesen sind. — Ja wo sollen wir heut zu Tage unter weißen Einwohnern von Europa eine Nation finden, welche überhaupt die Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Ehrlichkeit so ausübet, wie man es unter den armen Afrikanern findet? Und wenn diese Nachrichten wahr sind, woran man nicht Ursache zu zweifeln hat, so können wir **England** und **Frankreich** verlassen, um die wahre Rechtschaffenheit in **Benin**, **Congo** oder **Angola** zu suchen.

§. 17. Untersuchet man nun ferner, wie die Negers gemeiniglich nach **Amerika** geführet und daselbst behandelt werden; so findet man, daß es oft durch List und Betrug geschieht. Die Schiffscapitaine laden die Negers ein, auf ihre Schiffe zu kommen, und alsdann führen sie dieselben hinweg. Allein, am meisten suchet man sie durch Gewalt zu erlangen. Die Christen thun eine Landung auf ihren Küsten, und bemächtigen sich

so

so vieler Männer, Weiber und Kinder, als sie bekommen können, und führen sie sodann nach Amerika. Im Jahr 1551. fiengen die Engländer an, nach Guinea zu handeln. Anfänglich geschah es wegen des Goldes und der Elephantenzähne, aber bald hernach um der Menschen willen. Im Jahr 1556. segelte John Hawkins mit zweyen Schiffen auf das grüne Vorgebirge, woselbst er achtzig Mann ans Land setzte, um die Negers zu erhaschen. Allein, da die Landeseinwohner flohen, so segelten sie weiter hinunter, und giengen daselbst ans Land, „um ihre Städte zu verbrennen, und ihre Einwohner wegzunehmen." Sie fanden aber daselbst so vielen Widerstand, daß sieben Mann von ihnen getödtet und nur zehn Negers gefangen wurden. Und auf diese Weise fuhren sie an der Küste immer weiter hinunter, bis sie genug gefangen hatten, und hernach ihre Reise nach Westindien fortsetzten, und sie daselbst verkauften.

§. 18. Diese Art, die Negers zu fangen, daurete lange, ehe die Europäer einen kürzern Weg fanden, die Afrikanischen Sklaven zu bekommen, indem sie dieselben beredeten, mit einandar Krieg zu führen, und ihnen die Gefangenen zu verkaufen — Dieses war die Veranlassung ihrer einheimi-

heimischen Kriege, da sie vorher ganz ruhig und im Friede mit einander gelebt hatten. Die weissen Menschen lehrten ihnen zuerst die Trunkenheit und den Geiz, und dann mietheten sie dieselben, sich einander zu verkaufen. Ja auf diese Weise werden sogar ihre Könige verleitet, ihre eigenen Unterthanen zu verkaufen. So bezeuget es der Herr **Moore**, der Factor der englischen Compagnie, im J. 1730. da er schreibt: „Wenn der König von **Barsalli** einige Waaren oder Brandewein braucht, so schickt er zu den englischen Gouverneur in **Jamesfort**, welcher sogleich ein Boot abfertiget: und so bald als dieses ankömmt, so plündert er einige von seinen benachbarten Städten, und verkauft die Leute gegen die Waaren, welche er nöthig hat. Ja, zu anderer Zeit überfällt er wohl gar eine von seinen eigenen Städten, und waget es, seine eigenen Unterthanen zu verkaufen.“ Der Herr **Brue** saget eben dieses: „Ich schrieb an den König, (nicht den erwähnten) ob er eine hinlängliche Anzahl von Sklaven hätte, so wollte ich mit ihm handeln. Er fieng hierauf sogleich dreyhundert von seinen eigenen Leuten, und ließ mir wissen, er wäre bereit, sie gegen die Waaren auszuliefern.“ Er setzet hinzu: „Einige von den Landeseinwohnern sind allezeit bereit, ihre eigenen Landsleute gegen eine gute Bezahlung zu überfallen

und

und wegzuführen. Sie kommen in der Nacht ohne Geräusch, und wenn sie eine einzelne Hütte finden, so überrumpeln sie dieselbe, und führen alle die Leute weg.“ — Barbot, ein anderer französischer Factor, saget: „Viele Sklaven, welche die Negers verkaufen, sind Kriegsgefangene, die sie bey ihren Einfällen in das feindliche Gebiet zu machen pflegen. — Andere werden auch gestohlen — Viele kleine Schwarze von beyden Geschlechtern werden von ihren Nachbarn gestohlen, wenn sie dieselben auf der Straße, oder in Gehölzen, oder auch in den Kornfeldern zu der Zeit finden, da sie von ihren Aeltern zur Vertreibung der Raubvögel den ganzen Tag über dahin geschickt werden.“ Allein, es ist ganz falsch, daß sie ihre eigenen Aeltern verkaufen sollten. Nur die Weissen und nicht die Schwarzen sind ohne eine natürliche Liebe.

§. 19. Man kann zu der hier ertheilten Nachricht von der Art und Weise, wie man die Negers zu bekommen suchet, noch einen glaubwürdigen Auszug aus zwoen Reisebeschreibungen nach Guinea hinzufügen; wovon die Erzählung aus der Handschrift eines Tagebuchs von einem Wundarzte also lautet:

„Sestro, den 29 Dec. 1724. Heute war kein Handel, obgleich viele Handelsleute ans Schiff kamen. Sie berichteten uns, daß ihre Leute ins Land hinein in Krieg gegangen wären, und in zween oder dreyen Tagen Gefangene genug bringen würden; und in dieser Hofnung bleiben wir noch hier liegen.

„Den 30 Dec. Noch kein Handel; aber unsere Handelsleute kamen heute zu uns, und berichteten, daß ihre Leute vier Städte verbrannt hätten, so daß wir morgen Sklaven erwarten.

„Den 31 Dec. Schönes Wetter; aber noch kein Handel. Wir sehen alle Abende Städte brennen. Aber wir hören, daß viele Leute von Sestro von den inländischen Negers getödtet worden; so daß wir befürchten, dieser Krieg werde unglücklich ablaufen.

„Den 2 Jan. Gestern Abend sahen wir um 10 Uhr ein erschreckliches Feuer ausbrechen, und diesen Morgen sehen wir die Stadt Sestro ganz in Flammen, so daß ihnen ihre Feinde gegenwärtig überlegen sind, und folglich unser Handel hier verdorben ist. Wir lichteten daher um 7 Uhr die Anker und fuhren weiter hinunter.“

§. 20.

§. 20. Der zweyte Auszug aus dem Tagebuche eines Wundarztes, der von Neuyork auf eben diesen Handel ausgieng, lautet also: „Der Schiffscapitain schickte zum Könige und ließ ihm wissen, daß er eine Ladung von Sklaven brauchte. Der König versprach sie zu liefern, und marschirte deswegen aus, um eine Stadt zu überrumpeln, und alle Einwohner zu Gefangenen zu machen. Einige Zeit hernach ließ ihm der König wissen, daß er noch nicht das erwünschte Glück gehabt hätte; indem er zwar versucht zwo Städte zu überfallen, aber zweymal zurückgetrieben wäre; jedoch hofte er noch, ihm eine Anzahl Sklaven zu verschaffen. Er bestund auf diesem Vorhaben so lange, bis er seine Feinde im Felde antraf. Es wurde eine Schlacht geliefert, welche drey Tage daurete. Das Treffen war so blutig, daß vier tausend fünfhundert Mann auf der Stelle blieben.“ — Dieß ist die Art, wie man die Negers verschaft! Und auf diese Weise predigen die Christen den Heiden das Evangelium!

§. 21. Nun ist noch die Frage zu beantworten, wie man die Sklaven nach Amerika bringt. Der Herr Anderson macht in seiner Geschichte des Handels diese Bemerkung: „England versorget seine amerikanische Colonien mit Neger-

Sklaven, welche jährlich eine Anzahl von hundert tausend ausmachen.“ Dieses heißt soviel, daß man eine solche Menge auf die Schiffe nimmt; wovon aber wenigstens zehn tausend auf den Schiffen sterben; und der vierte Theil kömmt auf den verschiedenen Inseln um, so daß in allen wohl dreyßig tausend Menschen von dieser Anzahl auf der See sterben, oder eigentlich ermordet werden. O Erde, o Meer, bedecke du nicht ihr Blut!

§. 22. Sobald als sie nun zum Verkauf ans Land gebracht werden, so müssen sie unsere Wundärzte ganz nackend und ohne Unterschied des Geschlechts genau besichtigen und untersuchen; worauf sodann diejenigen, welche man wählet, auf eine Seite gestellt werden. Unterdessen liegt schon ein glühendes Eisen mit dem Wappen oder Namen der Gesellschaft im Feuer, womit sie auf der Brust gebrandmarket werden. Ehe sie auf die Schiffe kommen, so nehmen ihnen ihre Herren alles, was sie an sich haben, so daß Männer und Weiber ganz nackend sind. Ein Schiff nimmt verschiedene hundert von ihnen ein; wo sie so enge als möglich in ein kleines Behältniß gesteckt werden. Man kann leicht erachten, in was für einen Zustand sie zwischen der Hitze, Durst und Gestank von verschiedener Art gerathen müssen.

Es

Es ist daher nicht zu verwundern, daß so viele unter Weges sterben.

§. 23. Bey der Ankunft des Schiffes in dem bestimmten Hafen werden die Negers aufs neue den Augen aller, die herzukommen, und der Untersuchung der Käufer nackend ausgestellet. Und sodann werden sie in den Plantagen ihrer verschiedenen Herren vertheilt, so daß sie einander nicht mehr zu sehen bekommen. Hier sieht man oft, wie die Mütter und Töchter sich umarmen und ihre nackenden Brüste mit Thränen benetzen, und die Kinder an ihren Aeltern hängen, bis sie der Peitscher nöthiget, von einander zu scheiden. Und was kann elender, als der Zustand seyn, worein sie hernach gerathen? Vertrieben aus ihrem Vaterlande, von ihren Freunden und Anverwandten, und von allen Tröstungen des Lebens, werden sie in einen Stand versetzt, der kaum von dem Zustande der Lastthiere unterschieden ist. Ueberhaupt sind nur wenige Wurzeln, und diese nicht von der besten Art, gemeiniglich Erdäpfel, ihre Speise, und zween Lappen, die sie weder vor der Hitze des Tages, noch vor der Kälte des Nachts beschützen, sind ihre Bedeckungen. Ihr Schlaf ist sehr kurz, ihre Arbeit beständig und oft über ihre Kräfte; so daß der Tod viele von ihnen in Freyheit setzet,

ehe

ehe sie die Hälfte ihrer Tage ausgelebt haben. Die bestimmte Zeit ihrer Arbeit in Westindien ist von Tagesanbruch bis zu Mittage, und von zwey Uhr des Nachmittags bis es finster wird. Während dieser Zeit werden sie von Aufsehern begleitet, die sie gleich, wenn sie nicht arbeitsam genug sind, oder etwas nicht recht gemacht haben, ganz unbarmherzig peitschen, so daß man ihre Körper oft lange hernach noch von der Schulter an bis an die Hüften mit Striemen und Wunden angefüllt sehen kann. Und ehe sie in ihr Quartier gehen dürfen, so haben sie immer noch etwas zu verrichten, z. E. Gras für die Pferde zu sammlen, oder Holz für die Küchen zusammen zu tragen; so daß es oft um Mitternacht ist, ehe sie nach Hause kommen. Wenn nun sodann ihre Speise nicht zubereitet ist, so werden sie bisweilen schon wieder zur Arbeit gerufen, ehe sie noch ihren Hunger stillen können. Und alsdann gilt auch keine Entschuldigung. Wenn sie nicht gleich im Felde sind, so müssen sie alle Augenblicke die Peitsche erwarten. War es wohl der Wille des Schöpfers, daß die edelsten Geschöpfe in der sichtbaren Welt ein solches Leben, wie dieses ist, führen sollten?

„Sind dieß deine herrlichen Werke, du Vater des Guten?“

§. 24.

§. 24. Was ihre Strafen anbetrift, so sagt der Herr Hans Sloane, „daß sie dieselben oft verstümmeln, oder ihnen einen halben Fuß abschneiden: Wenn man sie bis auf das rohe Fleisch gepeitschet hat, so streuet man noch Pfeffer und Salz über sie; einige gießen wohl geschmolzen Wachs auf ihre Haut; und andere schneiden ihnen die Ohren ab, und zwingen sie, dieselben zu kochen und zu essen. Wenn sie sich empören, das heißt, wenn sie ihre natürliche Freyheit behaupten, wozu sie eben so ein Recht, wie zu der Luft haben, so befestigen sie dieselben an den Boden mit krummen Stäben an jedem Gliede, und dann legen sie nach und nach Feuer an ihre Füße und Hände, und verbrennen sie stufenweise bis an den Kopf.

§. 25. Allein hierbey wird man fragen: ob denn die Gesetze in den Plantagen nicht alle Grausamkeit und Unterdrückung verhindern können? Wir wollen nur einige wenige von diesen Gesetzen zur Probe anführen, und alsdann mag jedermann selbst davon urtheilen.

Das Gesetz von Virginien verordnet, „daß man keinen Sklaven unter einem andern Vorwande, als wegen verdienstlicher Handlungen frey lassen soll, welche nur der Gouverneur und der geheime Rath bestimmen können: Und daß, wofern ein

ein Sklav von seinem Besitzer auf eine andere Art, als hier verordnet ist, frey gegeben wird, die Kirchenvorsteher der Parochie, worinne sich ein solcher Sklav einen Monat lang aufhalten sollte, hiermit berechtiget und ersucht werden, den besagten Neger aufzufangen und durch öffentlichen Ausruf zu verkaufen.

Werden nicht diese Gesetze eine wirksame Sorge tragen, die Grausamkeit und Unterdrückung zu verhindern?

Das Gesetz von Jamaica verordnet: „Ein jeder Sklav, der entläuft, und von seinem Herrn ein Jahr abwesend bleibt, soll für einen Rebellen geachtet werden.“ Und nach einem andern Gesetze werden denen, die einen rebellischen Sklaven tödten oder lebendig bringen, funfzig Pfund verwilliget.“ Ihr Gesetz behandelt also diese armen Menschen mit so wenigen Umständen, als ob sie nur unvernünftige Thiere wären. Allein, das unschuldige Blut, welches nach einem so abscheulichen Gesetze vergossen wird, muß nothwendig über die Thäter solcher vorsetzlichen Bosheiten um Rache schreyen.

§. 26. Jedoch das Gesetz von Barbados übertrift sogar dieses noch: „Wenn ein Neger unter

ter der Bestrafung von seinem Herrn, oder auf seinen Befehl, wegen des Entlaufens, oder eines jeden andern Verbrechens oder Missethat, am Leben oder an seinen Gliedern leiden sollte, so ist niemand deswegen einer Geldstrafe unterworfen. — Wofern aber jemand aus Muthwillen, oder Blutdürstigkeit oder grausamer Absicht freywillig seinen eigenen Sklaven tödtet, (nun bemerke man die harte Strafe!) so soll er in die öffentliche Schatzkammer funfzehn Pfund Sterlings bezahlen; und keiner andern Strafe oder Büßung unterworfen seyn.

Sehr nahe stimmt hiermit das Gesetz von Virginien überein: „Nachdem die öffentliche Bekanntmachung wider die entlaufenen Sklaven geschehn ist, so wird es einem jeden erlaubt, solche Sklaven zu tödten oder zu verderben, auf welche Art und Weise er es für dienlich erachtet.

Wir haben bereits einige von diesen Mitteln angeführt, welche man bey solchen Gelegenheiten für dienlich gehalten hat. Und man könnte hier noch viele andere anführen. Ein gewisser Herr hielt es für dienlich, seinen Sklaven lebendig zu braten. Verdienet aber die natürlichste Handlung des Entlaufens wegen der unerträglichen Grausamkeit solche unablässige Strafe, was für eine Strafe nun

werden

werden dereinst diese Gesetzgeber wegen ihrer entsetzlichen Ungerechtigkeiten zu gewarten haben?

§. 27. Dieß ist eine aufrichtige und unübertriebene Erzählung wirklich geschehner Begebenheiten. Es ist dabey noch übrig zu untersuchen, ob man diese Dinge sogar nur nach den Grundsätzen der heidnischen Ehrbarkeit vertheidigen, und mit dem geringsten Grade von Gerechtigkeit und Mitleiden zusammen reimen kann?

§. 28. Der erste große Vertheidigungsgrund ist: „Daß diese Dinge durch Gesetze genehm gehalten worden.“ — Allein, kann das Gesetz, das menschliche Gesetz, die Natur der Dinge verändern? Kann es Finsterniß in Licht, oder Böses in Gutes verwandeln? Keineswegrs. Ungeachtet zehn tausend Gesetze bleibt Recht allezeit Recht, und Unrecht ist immer noch Unrecht. Es muß allezeit ein wesentlicher Unterschied zwischen der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, zwischen Grausamkeit und Mitleiden übrigbleiben, so daß man immer noch fragen darf, wer diese Behandlung der Negers mit der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zusammen reimen könne?

Wo ist die Gerechtigkeit, denjenigen, die uns nicht beleidigt haben, die härtesten Uebel anzuthun?

thun? Diejenigen, die uns weder mit Worten noch in der That jemals beleidigt haben, alle Erquickungen des Lebens zu berauben; oder sie aus ihrem Vaterlande zu nehmen, und ihnen die Freyheit zu entziehen, wozu der Einwohner von Angola ein eben so natürliches Recht als der Engländer hat, und die er eben so hochschätzet? Ja, worinne besteht die Gerechtigkeit, daß man unschuldigen Menschen das Leben nimmt, und zu tausenden von ihnen theils in ihrem eigenen Lande, theils auf dem Meere, und theils in der grausamen Sklaverey ermordet, wozu sie auf die ungerechteste Weise gebracht werden.

§. 29. Jedoch, wenn man auch alle andere Betrachtungen bey Seite setzet, so will ich gegenwärtig nur den Grund dieser verwickelten Gottlosigkeit berühren, und ich läugne hiermit ausdrücklich, daß alles Sklavenhalten mit der natürlichen Billigkeit bestehen kann.

Ich kann dieses nicht deutlicher vorstellen, als es der Richter Blackstone die Zierde seines Standes schon gethan hat. Hier sind seine eigenen Worte:

„Die drey Ursprünge von dem Rechte der Sklaverey, welche Justinian angiebt, sind ins-

gesamt auf einen falschen Grund gebauet. 1) Soll die Sklaverey aus der Gefangenschaft im Kriege entstehen. So bald als der Ueberwinder seinen Gefangenen das Leben schenket, so hat er ein Recht mit ihnen zu machen, was ihm beliebt. Allein dieses ist allgemein genommen ganz falsch, daß ein Mensch nach den Gesetzen der Völker, ein Recht hat, seinen Feind zu tödten. Er hat nur ein Recht, ihn in besondern Fällen, und zwar in den Fällen einer nöthigen Selbstvertheidigung ein Recht ihn zu tödten. Und es erhellet deutlich, daß zu der Zeit eine solche Nothwendigkeit nicht vorhanden war, weil er ihn nicht tödtete, sondern zum Gefangenen machte. Der Krieg selbst läßt sich nur nach den Grundsätzen der Selbsterhaltung rechtfertigen. Daher giebt er uns kein anderes Recht über die Gefangenen, als daß wir durch die Einsperrung derselben verhindern, daß sie uns nicht schaden können. Er kann uns noch vielweniger ein Recht geben, einen Feind zu martern, zu tödten oder zum Sklaven zu machen, wenn der Krieg geendigt ist. Weil nun das Recht unsere Gefangenen zu Sklaven zu machen auf einem vermeynten Rechte der Schlacht beruhet, und dieser Grund falsch ist, so muß auch ebenfalls die daraus hergeleitete Folge falsch seyn.

„Man

„Man sagt zweytens, die Sklaverey könne ihren Anfang nehmen, wenn ein Mensch sich dem andern selbst verkauft. Nun kann sich zwar ein Mensch selbst verkaufen, um für einen andern zu arbeiten; aber er kann sich nicht verkaufen, um ein solcher Sklav zu seyn, wie er oben beschrieben worden. Ein jeder Kauf zeiget ein Aequivalent an, welches dem Verkäufer anstatt dessen gegeben worden, was er dem Käufer ertheilet. Allein was für ein Aequivalent kann man für das Leben oder die Freyheit geben? Sein Eigenthum nebst dem Preise, den er zu bekommen scheint, fällt in dem Augenblicke, da er ein Sklav wird, ipso facto seinem Herrn zu: In diesem Falle giebt also der Käufer gar nichts, und der Verkäufer empfängt nichts. Von was für Gültigkeit kann daher ein Kauf seyn, der sogar den Grund zerstöhret, worauf alle Verkäufe beruhen?"

„Man sagt drittens, daß die Menschen können als Sklaven gebohren werden, wenn sie die Kinder von Sklaven sind. Allein, da dieses auf den beyden erstern Rechten gebauet ist, so muß es auch mit ihnen fallen, wenn weder die Gefangenschaft, noch der Contrakt nach dem deutlichen Gesetze der Natur und der Vernunft den Vater in einen Stand der Sklaverey versetzen, so können

sie noch weniger die Kinder dazu bringen." Es erhellet daher deutlich, daß alle Sklaverey mit der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nicht bestehen kann.

§. 30. Die Unterhaltung der Sklaven streitet wider alle Barmherzigkeit. Man saget zwar „daß unsere Capitains und Factors blos diejenigen Negers kaufen, welche Kriegsgefangene sind, um sie dadurch vom Tode zu erretten. Und ist dieses nicht Mitleiden? Ich antworte 1) Wurden wohl die Männer, Weiber und Kinder, welche in ihren eigenen Feldern und Häusern ruhig waren, von dem Herrn John Hawkins und vielen andern weggenommen, um sie nur vom Tode zu erretten? 2) Suchte man sie etwa dadurch vom Tode zu erretten, daß man denen, welche man nicht mit fortbringen konnte, das Gehirn ausschlug? 3) Wer veranlaßte und unterhielt denn diese Kriege, worinne diese armen Menschen zu Gefangenen gemacht wurden? Wer reizte sie entweder durch Geld oder durch Getränke oder andere Mittel, einander zu überfallen? Waren sie es nicht selbst? Sie sind hiervon in ihrem eigenen Gewissen überzeugt, wenn sie anders noch ein Gewissen übrig haben. Aber 4) können sie wohl vor Gott bezeugen, daß sie jemals aus diesem

Be-

Bewegungsgrunde eine einzige Reise unternommen oder einen einzigen Neger gekauft haben? Sie können es nicht; denn sie wissen wohl, daß die einzige Triebfeder ihrer Bewegungen gewesen, Geld zu gewinnen und nicht das Leben zu retten.

§. 31. Jedoch, wenn auch diese Art die Negers zu erlangen und zu behandeln mit der Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit nicht bestehen kann, so ist doch noch ein Vertheidigungsgrund, den alle Handelsleute als völlig zureichend erkennen werden. Vor funfzig Jahren traf ein gewisser Mann einen berühmten Staatsmann bey dem Eingange in das Parlament an, und sagte: Sie haben nun lange von Gerechtigkeit und Billigkeit geredet — Um Vergebung, welches ist diese Bittschrift? Billigkeit oder Gerechtigkeit?" Er antwortete sehr kurz und deutlich, „verdammt sey die Gerechtigkeit: Es ist Nothwendigkeit: Und hierauf gründet sich auch derjenige, welcher Sklaven hält; hierauf beruht die Stärke seiner ganzen Sache. Wenn es nicht ganz recht ist, so muß es doch so seyn. Es ist unumgänglich nöthig: wir mußten nothwendig Sklaven schaffen; und wenn wir sie verschaft haben, so müssen wir sie wegen ihrer Dummheit, Hartnäckigkeit und Bosheit mit Strenge behandeln."

 Ich

Ich antworte, man fällt hier mit der Thür ins Haus: ich läugne, daß die Schelmerey nothwendig ist. Ein vernünftiges Geschöpf muß gewiß nicht nothwendig alle Gesetze der Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Wahrheit übertreten. Keine Umstände können es für einen Menschen nothwendig machen, alle Bande der Menschheit zu zerreißen. Es kann gewiß nicht nothwendig seyn, daß sich ein vernünftiges Wesen unter ein unvernünftiges Thier herabsetzt. Ein Mensch kann in keiner Nothwendigkeit seyn, sich in einen Wolf zu erniedrigen. Die Ungerechtigkeit dieses Grundsatzes ist so einleuchtend, daß man sich wundern würde, wenn sie jemand mit ansehen könnte.

§. 32. Dieses ist überhaupt so, aber ich frage noch insbesondere; 1) Was ist nothwendig, und 2) wozu ist es nothwendig? Man kann vielleicht antworten, „die ganze jezt gewöhnliche Methode der ersten Käufer der Negers, ist zur jährlichen Versorgung unserer Colonien mit hundert tausend Sklaven nöthig. Ich gebe zu, daß es zu diesem Endzwecke nöthig ist. Aber ist wohl dieser Endzweck nöthig? Wie kann man die Nothwendigkeit beweisen, daß man hundert, ja daß man nur einen von diesen Sklaven verschaffen müsse?" — Blos darum, weil es zu meinem

Ge=

Gewinnst von hundert tausend Pfunden nöthig ist. Dieses kann seyn: aber ist dieses nothwendig? Vielleicht wäre einer ein besserer und glücklicherer Mann, wenn er nur ein Viertheil davon hätte. Ich läugne, daß der Gewinn von einem tausend weder zur gegenwärtigen noch ewigen Glückseligkeit nothwendig ist. „Allein, man muß doch bekennen, daß diese Sklaven zum Anbau unserer Inseln nöthig sind, da die weißen Menschen in heißen Gegenden nicht so viel arbeiten können.“ Ich antworte; 1) Es wäre besser, daß alle diese Inseln auf immer ungebauet blieben, ja es wäre zu wünschen, daß sie in der Tiefe des Meeres versunken wären, als daß sie zu einem so hohen Preise als die Uebertretung der Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Treue ist, sollen angebauet werden. Allein 2) ist der angenommene Satz, worauf dieser Beweis beruhet, ganz falsch. Denn die weissen Menschen, sogar die Engländer sind im Stande in heißen Gegenden zu arbeiten, wenn sie nur mäßig im Essen und Trinken sind, und sich nach und nach dazu gewöhnen. Ich sage nicht mehr, als was ich aus der Erfahrung weis. Es ist aus den Beobachtungen des Thermometers bekannt, daß die Sonnenhitze in Georgien oft der Hitze in Barbados, und sogar der Hitze unter der Linie gleich ist. Und dennoch wendte

ich und meine Familie (acht an der Zahl,) alle unsere ersparte Zeit an, Bäume zu fällen, und den Boden zu reinigen, eine eben so harte Arbeit als uur immer ein Neger verrichten muß. Die deutschen Familien wurden ebenfalls zu aller Art von Arbeit gebraucht. Und dieses war so weit entfernt unserer Gesundheit zu schaden, daß wir uns vielmehr vollkommen wohl befanden, da indessen die Müßiggänger um uns herum wie von der Pest weggeraft wurden. Es ist daher nicht wahr, daß die weißen Menschen in heißen Gegenden nicht eben so gut wie die Schwarzen arbeiten können. Und wenn sie es auch nicht könnten, so würde es immer besser seyn, daß gar keiner daselbst arbeitete, und die Arbeit gar unterblieb, als daß so viele tausend unschuldige Menschen ermordet, und noch mehrere in die niedrigste Sklaverey geschleppt werden.

§. 33. „Allein die Anschaffung der Sklaven ist zum Handel, Reichthum und Ruhm unserer Nation nothwendig." Hierinn liegen verschiedene Irrthümer. Denn 1) ist der Reichthum zum Ruhme einer Nation nicht nöthig; sondern die Weisheit, Tugend, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Freygebigkeit, Patriotismus und Vaterlandsliebe. Diese sind zum wahren Ruhme einer

ner Nation nothwendig; aber nicht der Reichthum. Verständige Leute räumen ein, daß der Ruhm von England zur Zeit der Königinn Elisabeth eben so groß war, als er jezt ist; obgleich unser Reichthum und Handel damals um so viel geringer war, als unsere Tugend größer war. Aber 2) man sieht noch nicht, daß wir entweder weniger Geld oder Handel haben würden, wenn kein Neger in allen unsern Inseln oder in dem ganzen englischen Amerika wäre. Man kann beweisen, daß die weißen Menschen eben so gut als sie arbeiten können, wenn sie nach und nach dazu gewöhnt sind, nnd sie würden auch wirklich arbeiten, wenn keine Negers da wären, und man sie gehörig dazu ermunterte. Jedoch 3) ich komme auf eben den Punkt zurück; es ist besser gar kein Handel, als ein durch Schelmerey verschafter Handel. Es ist weit besser gar keinen Reichthum zu haben, als ihn auf Unkosten der Tugend zu erlangen. Es ist besser eine ehrliche Armuth als der ganze Reichthum, der durch Thränen und durch Schweiß und Blut unserer Nebengeschöpfe erkauft wird.

§. 34. „Es mag nun seyn, wie es will, so ist es doch nöthig, wenn wir Sklaven haben, sie mit Strenge zu behandeln." Wie, um sie etwa

wegen einer geringen Vergehung so lange zu peitschen, bis sie ganz blutig sind? Um bey dieser Gelegenheit Pfeffer und Salz in ihr rohes Fleisch zu reiben? um brennendes Siegellack auf ihre Haut zu tropfen? um sie zu verstümmeln? oder ihren halben Fuß mit der Axt abzuhauen? um sie an Galgen zu hengen, damit sie vor Hitze, Hunger und Durst sterben? — und um sie lebendig zu braten? — Wenn hat jemals ein Heide oder Türke es für nöthig gehalten, also mit seinen Nebengeschöpfen zu verfahren.

Wozu ist nun wohl diese Behandlung nöthig? — „Um ihr Entlaufen zu verhindern, und sie beständig bey ihrer Arbeit zu erhalten, damit sie ihre Zeit nicht müßig zubringen. Diese Art von Menschen ist nun einmal so dumm, hartnäckig und boshaft.“ Gesetzt nun, daß sie so dumm sind, wie man sagt, wem ist denn diese Dummheit zuzuschreiben? Ohne Zweifel liegt die Schuld an ihren unmenschlichen Herren, die ihnen keine Mittel, und keine Gelegenheit verschaffen, ihren Verstand zu bessern; und ihnen keinen Bewegungsgrund weder von der Furcht oder Hoffnung übrig lassen, so etwas zu versuchen. Sie waren auf keine Weise wegen ihrer Dummheit merkwürdig, so lange sie in ihrem eigenen

Lande blieben. Die Einwohner von **Afrika** sind da wo sie gleiche Bewegungsgründe und Mittel haben, ihren Verstand zu verbessern, nicht schlechter als die Einwohner von **Europa**; ja einige von ihnen übertreffen sie. Man betrachte nur die Einwohner von **Benin**, und von **Lapland** unpartheyisch; und man vergleiche die **Samojeden** und **Angolaner** mit einander ohne Vorurtheil. Und nun auf welcher Seite liegt der Vorzug in Ansehung des Verstandes? Gewiß der Afrikaner ist in keiner Betrachtung geringer als der Europäer. Ihre Dummheit in unsern Plantagen ist ihnen daher nicht natürlich; sondern es ist blos die natürliche Wirkung ihres Zustandes, und folglich ist es nicht ihre, sondern unsere Schuld, wovon wir bey Gott und Menschen Rechenschaft geben müssen.

§. 35. „Allein ihre Dummheit ist nicht der einzige Grund, warum wir sie so strenge behandeln. Denn es ist schwer zu sagen, welche die größte ist, diese oder ihre Hartnäckigkeit und Bosheit." — Dieses kann seyn: aber sind wir nicht an dieser sowohl als an der andern Schuld: Sind nicht Hartnäckigkeit, List, Betrügereyen und verschiedene andere Laster, die natürlichen und nothwendigen Früchte der Sklaverey? Hat man nicht

diese

Bayerische
Staatsbibliothek
München

diese Bemerkung schon zu allen Zeiten und bey allen Nationen gemacht. — Und was für Mittel hat man gebraucht, diese Hartnäckigkeit zu vertreiben? Hat man versucht, was die Leutseligkeit und Sanftmuth ausrichten würden? Ich kenne einen der es versuchte; der Klugheit und Geduld hatte den Versuch zu machen, nemlich den Herrn Hugh Bryan, der damals an den Gränzen von Süd-Carolina wohnte. Und was war die Wirkung davon? dieß, daß alle seine Negers, (deren keine geringe Anzahl war,) ihn als einen Vater liebten und verehrten, und ihm aus Liebe mit willigen Herzen gehorchten. Ja sie fürchteten sich mehr vor einer zornigen Miene von ihm, als von vielen Schlägen von einem Aufseher. Und was für Mühe hat man sich gegeben, sie von ihrer Bosheit abzuziehen? Hat man sie sorgfältig unterrichtet? z. E.

„Daß ein Gott, ein weises, mächtiges und gnädiges Wesen ist, der Schöpfer und Regierer Himmels und der Erde? Daß er einen Tag gesetzt hat, an welchem er die Welt richten, und von allen unsern Gedanken, Worten und Werken Rechenschaft fodern will? Daß er an jenem Tage ein jedes Menschenkind nach seinen Werken belohnen will: daß alsdann die Gerechten das Reich

ererben sollen, welches ihnen von Anbeginn der Welt bereitet ist. Und daß die Gottlosen in das ewige Feuer geworfen werden, welches bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln." — Ist ihnen dieses nicht gesagt worden, oder hat man daran nicht gedacht, kann man sich denn noch über ihre Bosheit wundern? Wäre es wohl zu verwundern, wenn sie uns die Kehle abschnitten? Und wenn sie es thäten, hätte man es jemand anders als sich selbst zu verdanken? Die Europäer handelten zuerst als Bösewichter, indem sie die Schwarzen zu Sklaven machten. Sie erhielten sie in der Dummheit und Bosheit, indem sie ihnen alle Gelegenheiten abschnitten, in der Erkänntniß oder Tugend zu wachsen. Und nun führen sie ihren Mangel der Weisheit und Güte als den Grund an, warum man sie schlimmer als die unvernünftigen Thiere behandeln müsse.

§. 36. Es ist noch übrig eine kleine Anwendung der vorhergehenden Anmerkungen zu machen. — Allein, an wen sollen wir uns hierbey wenden? Dieses ist immer noch eine große Frage. Sollen wir uns an das Publikum überhaupt wenden? Was kann dieses helfen? Es kann die Welt wider die Schuldigen erbittern, aber nicht leicht die Vergehung aus dem Wege räumen. Sollen

wir

wir uns allein an die englische Nation überhaupt wenden? Auch diese ist sehr weitläuftig; und wird nicht leicht dem Uebel abhelfen, worüber wir klagen. Eben so würde es wahrscheinlicher Weise wenig helfen, wenn man sich an das Parlament wendete. Es liegen schon vor demselben so viele Sachen von größerer Wichtigkeit, daß sie ohne Zweifel auf diese nicht achten werden. — Ich will daher nur noch einige wenige Worte an die Schifscapitains, Kaufleute oder Colonisten, welche unmittelbaren Antheil daran nehmen, hinzufügen.

§. 37. Zuerst also an die Schifscapitains, welche sich in diesem Handel brauchen lassen. Die meisten von euch kennen das Land Guinea, wenigstens verschiedene Stücken davon zwischen dem Fluß Senegal und dem Königreich Angola. Vielleicht ist jezt durch euch ein Theil davon eine ungebauete fürchterliche Wildniß geworden, indem die Einwohner insgesamt entweder ermordet, oder entführt, und folglich keine zur Bearbeitung des Bodens übrig gelassen sind. Aber ihr wisset wohl, wie volkreich, fruchtbar und angenehm es noch vor wenig Jahren war. Ihr wisset, daß die Leute nicht dumm waren, und daß sie in Betrachtung der wenigen Mittel zu ihrer Verbesserung

rung nicht ohne Verstand waren. Ihr fandet auch nicht, daß sie wild, grausam, verrätherisch, oder unfreundlich gegen Fremde waren, sondern vielmehr in den meisten Gegenden ein verständiges und sinnreiches Volk waren. Sie waren gütig und freundlich, höflich und verbindlich, und vorzüglich billig und gerecht in ihren Handel.— Diese sind die Menschen, die ihr aus ihrem geliebten Vaterland theils durch Diebstahl, und theils auch mit Gewalt gerissen. — Ihr habt diejenigen, welche euch niemals beleidigt haben, vielleicht in Ketten und Banden, aus ihrem Vaterlande weggeschleppt. Ihr habt sie wie eine Heerde Schweine auf eure Schiffe getrieben, die eben so wie ihr unsterbliche Seelen haben. Ihr habt sie so dichte als möglich ohne Achtung des Wohlstandes oder der Bequemlichkeit zusammen gelegt, und die am Leben gebliebenen in die niedrigste Sklaverey gebracht, die sich nicht eher als mit ihrem Leben endiget; eine solche Sklaverey, die man nicht unter den Türken zu Algier, noch unter den Heiden in Amerika findet.

§. 38. Darf ich nun aufrichtig mit euch reden? Ja ich muß es thun. Die Liebe treibt mich an, sowohl die Liebe zu euch, als zu denen, die euch angehen.

Ist

Ist wohl ein Gott? Ja, ihr wisset, daß einer ist. Ist er ein gerechter Gott? Es muß also auch ein Stand der Wiedervergeltung seyn: Ein Stand, worinnen Gott einen jeden nach seinen Werken belohnen will. Was für eine Belohnung wird er euch nun ertheilen? O bedenket es bey Zeiten, ehe ihr in die Ewigkeit dahin sinket. Bedenket derjenige, **wird ein unbarmherziges Gericht empfahen, der keine Barmherzigkeit erzeiget hat.** Seyd ihr Menschen? So solltet ihr auch ein **menschlich** Herz haben. Aber habt ihr es? Woraus ihr euer Herz gebildet? Ist kein solcher Grund wie das Mitleiden darinnen? Fühlet ihr niemals den Schmerzen eines andern? Habt ihr keine Sympathie? Keine Empfindung des menschlichen Elendes? Kein Mitleiden gegen die Nothleidenden? Da ihr die weinenden Augen, die ächzenden Brüste oder die blutenden Seiten und gemarterten Glieder eurer Nebengeschöpfe sahet, waret ihr dabey ein Stein oder ein Vieh? Sahet ihr sie mit den Augen eines Tigers an? Fiel nicht eine Thräne aus euren Augen? Und fühlet ihr jezt kein Erbarmen? Wenn ihr es nicht fühlet, so müsset ihr noch fortfahren bis das Maas eurer Bosheit voll ist. Alsdann wird Gott mit euch handeln, wie ihr mit ihnen gehandelt habt, und ihr Blut von

euren

euren Händen fodern. Und an jenem Tage wird es Sodom und Gomorra erträglicher gehen, als euch! Jedoch wenn euer Herz, obgleich in einem geringen Grade erweichet ist, so wisset, daß es ein Ruff des Gottes der Liebe ist. Und heute, wenn ihr seine Stimme hören wollet, so verstocket eure Herzen nicht. Heute entschlüßet euch mit der Hülfe Gottes um eures Lebens willen zu entfliehen. Achtet das Geld nicht! Ein Mensch wird alles, was er hat, um sein Leben geben! Was ihr auch verlieret, so verlieret nur eure Seele nicht: nichts kann diesem Verluste gleich seyn. Verlasset sogleich diesen schrecklichen Handel: und seyd in allen Fällen redliche Menschen.

§. 39. Dieses geht auf gleiche Weise einen jeden Kaufmann an, der in dem Sklavenhandel verwickelt ist. Ihr seyd es, die ihr den afrikanischen Bösewicht verleitet, seine eigenen Landsleute zu verkaufen: und zu dem Ende Männer, Weiber und Kinder zu stehlen, rauben und zu ermorden, indem ihr den englischen Bösewicht in den Stand setzet, ihn davor zu bezahlen. Euer Geld ist die Triebfeder, die ihn beweget, fortzufahren, so daß alles, was er oder der Afrikaner in dieser Sache thut, eure That und Handlung ist. Und

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ist euer Gewissen dabey ganz beruhiget? Machet es euch gar keine Vorwürfe? Hat das Gold eure Augen gänzlich geblendet und euer Herz unempfindlich gemacht? Könnet ihr darinne kein Unrecht sehen oder fühlen? Heißt dieses so handeln, wie ihr wollt, daß man gegen euch verfahren soll. Machet es nur zu euren eigenen Falle. „Mein Herr, sagte einst ein Sklav zu dem Kaufmann, dem er angehörte, „wenn nun einige von meinen Landsleuten hieher kämen, und Ihre Frau und Kinder in unser Land führten, und sie zu Sklaven machten, wie würde es Ihnen gefallen?“ Seine Antwort war eines Menschen würdig: „Ich will niemals mehr einen Sklaven kaufen, so lange ich lebe.“ O laßt doch dieses auch euren Entschluß seyn! Habt keinen Theil mehr an diesem abscheulichen Handel. Ueberlasset es sogleich jenen fühllosen Bösewichtern, welche über die menschliche Natur und das Mitleiden lachen! Seyd auch ihr würdige Menschen. Keine Wölfe oder Verderber des menschlichen Geschlechts! Seyd barmherzig, damit ihr Barmherzigkeit erlangen möget.

§. 40. Und eben dieses geht auch einen jeden Herrn an, der ein Landgut in unsern Amerikanischen Plantagen hat: Ja alle Sklavenbesitzer von allen

Bayerische Staatsbibliothek München

allen Ständen, welche **Menschenkäufer** sehen, sind den **Menschendieben** vollkommen gleich. Ihr sagt zwar: „Ich bezahle redlich für meine Güter: und ich bekümmere mich nicht darum, wie sie dazu gelangt sind: aber ihr sollt euch darum bekümmern, zu wissen, daß sie auf eine ehrliche Art dazu gelangt sind; sonst nehmet ihr Theil an dem Diebstahl, und seyd im geringsten nicht besser, als der Dieb. — Allein, wisset ihr, daß sie auf keine ehrliche Weise dazu gekommen sind: ihr wisset, daß sie durch solche Mittel verschaft sind, die nicht unschuldiger sind, als Diebstahl, Einbruch, oder öffentliche Beraubung. — Nun ist es euer Geld, welches den Kaufmann, und durch ihn den Schiffscapitain und die afrikanischen Schlächter bezahlt. Ihr seyd daher schuldig, vorzüglich schuldig, an allen diesen Betrügereyen, Raub- und Mordthaten. Ihr seyd die Triebfeder, welche die übrigen in Bewegung setzet: sie würden sonst ohne euch nicht einen Schritt weit gehen. Daher liegt das Blut aller dieser Elenden, die vor ihrer Zeit sterben, vor eurer Thür. **Das Blut deines Bruders schreyet wider dich von der Erde**, von dem Schiffe, und von dem Wasser. O bemühet euch doch dieses Schreyen auf alle Weise aufzuhalten, ehe es zu

spät ist! In dem Augenblicke, und wäre es auch mit dem Verluste der Hälfte eurer Güter. Eure Hände, eure Betten, eure Häuser und eure Ländereyen sind mit Blut befleckt. Gewiß, es ist genug: vergießet nicht mehr unschuldig Blut, und miethet keinen andern, um es zu vergießen! Ihr möget nun Christen seyn oder nicht, so zeiget euch doch als Menschen! Seyd nicht wilder, als ein Löwe oder Bär.

§. 41. Vielleicht werdet ihr sagen: „Ich kaufe keine Negers: ich brauche nur diese, welche mir mein Vater gelassen hat.“ In so weit ist es gut; allein, ist es genug, euer eigen Gewissen zu befriedigen? Hatte euer Vater, oder habt ihr ein Recht, einen andern als einen Sklaven zu brauchen? Dieses kann nicht seyn, wenn man auch die Offenbarung dabey bey Seite setzet. Es kann nicht seyn, daß entweder der Krieg, oder ein Contract einen Menschen ein solches Eigenthum zu einen andern geben kann, als er zu seinen Schafen oder Ochsen hat. Viel weniger ist es möglich, daß ein Menschenkind als ein Sklav kann gebohren werden. Die Freyheit ist das Recht eines jeden Menschen, so bald als er auf die Welt kömmt. Und kein menschlich Gesetz kann ihm

dieses

dieses Recht, welches er von Natur hat, rauben.

Wenn ihr daher noch einige Achtung gegen die Gerechtigkeit habt, so gebt ihr, was ihr gebühret. Gebt die Freyheit, dem sie gebühret, das ist, einem jeden Menschen, einem jeden, der Theil an der menschlichen Natur hat. Laßt euch niemanden als durch seine eigene That und freyen Willen dienen. Hinweg mit allen Schiffen, Ketten und Zwange. Seyd sanftmüthig gegen alle Menschen, und sehet zu, daß ihr unveränderlich einem jeden thut, was ihr wollt, daß sie euch thun sollen.

Nun, o du Gott der Liebe, der du alle Menschen liebest, und dessen Gnade sich über alle deine Werke erstreckt; der du der Vater aller Geister und alles Fleisches bist: der du alle Nationen auf Erden aus einem Blute vermischt hast; erbarme dich dieser Elenden, welche auf Erden in den Staub getreten werden. Stehe auf, und hilf denen, die keinen Helfer haben, und deren Blut wie Wasser vergossen wird! Sind nicht diese auch das Werk deiner Hände, die mit dem Blute deines Sohnes erkaufet sind? Ermuntere sie, zu dir in

in dem Lande ihrer Gefangenschaft zu rufen; und laß ihre Klage vor dir kommen. O zerbrich du alle ihre Ketten! besonders die Ketten ihrer Sünden. O du Erlöser der Menschen, mache sie frey, damit sie wahrhaftig frey seyn mögen. Amen.

ENDE.

Bey dem Verleger dieses sind auch folgende Bücher zu haben:

Reise der Tugend, 8. 1776. 9 gr.

Der Koran, oder Monologe der Vernunft, 8. 5 gr.

Heinrich und Lyda, eine Scene aus dem menschlichen Leben, 8. 2 gr.

Dialogen der Guten, 8.

Der neue Mond, oder Geschichte Pöquillon, 8. 1776. 7 gr.

Wahre Maximen des Lebens für Personen vom Stande, 8. 6 gr.

Ueber die Verschiedenheiten unsrer Kleidertrachten, 8. 4 gr.

Klozens (C. A.) Satyren, nebst einem Anhang, 8. 1775. 8 gr.

Arist oder die Reizungen zur Rechtschaffenheit, 8. 1767. 6 gr.

Belustigungen für das schöne Geschlecht, 2 Theile, 8. 1769. 12 gr.

— — für allerley Leser, 2 Theile, 8. 1773. 10 gr.

Ländliches Vergnügen, in gesammleten Gedichten, 8. 1774. 12 gr.

Das Genie des Herrn Hume; oder Sammlung der vorzüglichsten Grundsätze dieses Philosophen, 8. 1774. 10 gr.

Die Freymäuerey der Frauenzimmer, 8. 1774. 2 gr.

Neuigkeiten aus dem Reiche des Genies, und der Satyre, 8. 1773. 9 gr.

Emilia Fermot, oder die traurigen Würkungen der Liebe, 8. 1773. 4 gr.

Die Einpfropfung der gesunden Vernunft, 8. 3 gr.

Geschichte

Geschichte eines empfundenen Tages, 8. 1773. 12 gr.
— — der Friedens-Unterhaltungen von Belgrad 1753. zwischen dem Kayser, Rußland und der Ottomannischen Pforte, 2 Theile, 8. 1770. 18 gr.
— — der Gräfinn von Zurlack, 2 Theile, 8. 1770. 7 gr.
— — der Miß Kitty le Fevre, 8. 1771. 12 gr.
— — der Timoclea und Cheritítis, 8. 1773. 4 gr.
Dixmerie (de la) Moralische und Philosophische Erzählungen, 2 Theile, 8. 1766 20 gr.
Kunst, keine lange Weile zu haben, von Herrn de la Landes, 8. 1772. 6 gr.
Lebensgeschichte des Dechants von Killerine, 2 Theile, 8. 1766. 1 thlr. 4 gr.
Nachricht von Wahlen, wer sie gewesen, wo sie Gold- und Silbererzt aufgesucht, und geschmolzen, und wie sie aus Erzt und Kräutern Gold gemacht, 8. 1764. 6 gr.
Abwechselung der Zeit oder die Geschichte des Grafen von G. 8. 1771 5 gr.
Fragmente zur Ausfüllung leerer Stunden, oder vergnügender Zeitvertreib für alle Leser, 8. Leipzig, 1776. 6 gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gronniosaw, Ukawsaw, / Shirley, W. / Wesley, John,

Merkwürdige Lebensbeschreibung Jacob Alberts oder Ukasow Gronniosaw, eines afrikanischen Prinzen herausgegeben von W. Shirley; nebst den Gedanken ü
ber die Sklaverei von John Wesley

Leipzig 1777

Biogr. 1173#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067469-8
VD18 14584425-001